Des Herrn
Cornelius von Ayrenhoff,
kais. königl. Feldmarschall-Lieutenants,
sämmtliche Werke.

Neu verbesserte und vermehrte Auflage in sechs Bänden.

Fünfter Band.

Wien, 1803.
Bey Anton Pichler.

Inhalt
des fünften Bandes.

Kleine Gedichte und Erzählungen.

Über die theatralischen Tänze.

Schreiben eines Eipeldauers.

Schreiben über das Werk de la litterature allemande.

Gespräch des Verfassers mit dem Freyherrn Jos. v. Retzer, über einen wichtigen Gegenstand der Physik.

Irene, Skizze eines Trauerspiels.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kleine Gedichte,

und

Erzählungen.

Inhalt der Gedichte.

Clio's Urtheil.
Meine Epigraphen.
Schreiben der Mamsell la Regle.
Die kluge Wahl des Kaisers Caligula.
Das attische Salz.
Der Rangstreit eines Arzts mit einem Advokaten.
Thiergespräche.
Die Zauber-Höhle.
An Mamsell Venturini.

Vorerinnerung.

Das erste von diesen Gedichten, **Clio's Urtheil**, kann dem Leser schon aus der Berlinischen Monatschrift bekannt seyn: so auch **meine Epigraphen**, die aber hier in vermehrter Anzahl erscheinen. Alle übrigen kommen hier zum erstenmahl an das Licht. Einige davon enthalten sittliches oder litterarisches Lob, andere aber auch sittlichen oder litterarischen Tadel; wovon die letztern — zum Theil, in satyrischem Tone geschrieben sind. Ich glaube nicht, daß man sich durch diesen Ton — mit guter Absicht, und am gehörigen Orte gebraucht, den Verdacht eines bösen Herzens zuziehen könne. Juvenal, Cervantes, Boileau, Addisson und unser Rabner waren Satyriker, und dabey Muster guter Menschen, die insgesammt den löblichen Zweck hatten, durch ihre Schriften die Thorheiten lächer-

lich, und die Thoren vernünftiger zu machen. Und was würde endlich aus der **echten** Komödie werden, werden, deren Hauptzweck das ridendo corrige seyn **muß**, wenn man die Satyre daraus verbannen wollte? Nur der inkorrigible, stolze Thor empört sich dagegen; der korrigible lacht dabey, lernet sich selbst kennen, und bessert sich — zuweilen.

Klio's Urtheil über Friedrich II.

In des Parnasses blumenreichem Hain
Fand jüngst, so liebevoll
Als unerwartet, sich der Künstegott Apoll
Im Kreis der Pierinnen ein.

Sie unterhielten sich an diesem Tage
Bey der schon oft entstandnen Frage:
Mit welchem von den Helden aller Zeiten,
Die Fama's Mund unsterblich nenne,
Man Preußens Friederich den Zweyten
Am richtigsten vergleichen könne?

Des Gottes Ankunft schien
Zuerst der freudigen Versammlung Zweck zu stören;
Allein auf seinen Wunsch, ihr, auch für Ihn
Ergötzliches, Gespräch zu hören,
Ward nicht verweilt dahin zurückzukehren.

Nun wurde jeder Held,
Den allgemeiner Ruf seit Anbeginn der Welt
Des ew'gen Nachruhms werth erkannt,
Der Reihe nach genannt;
Und Friederich entgegen ihm gestellt.

Man maß ihn wechselweis mit Alexandern,
Mit Cäsarn, Mark Aurel, und Andern:
Allein, so bald in ihm, vereint der Weise,
Der Staatsmann, Held, Geschichtelehrer, Dichter,
Kunstkenner, Philolog, selbst des Geschmackes Richter,
Betrachtet ward, verschwand
Ein großer Theil der Ähnlichkeit;
Und nach und nach entstand
In dem von Wißbegier beseelten Kreise
Zuerst Verlegenheit,
Dann Widerspruch, und endlich warmer Streit.
Denn auch am Pindus herrscht — nur minder grob —
Bisweilen Zwist um Tadel oder Lob.

Doch Klio, die noch schwieg, nimmt itzt das Wort, und spricht:
„Ereifert euch, ihr lieben Schwestern, nicht!
Die vielen Widersprüche, die bis jetzt
Ein jedes Urtheil fand,
Die schon beynah' in Unmuth euch versetzt,
Beweisen: der vergliche'ne Gegenstand,
Zu reich an Untersuchens werthen Theilen,
Verstatte nicht bey jedem einzeln zu verweilen.
Im Ganzen nur, wie Xerxens Schöpfung, hat
Vergleichung solcher Größe Statt.
Wenn ich nun Friedrichs Werth und Größe
Mit andrer Helden Werth im Ganzen messe,
So dünkt er unvergleichbar, Einzig, mich;
Und wer verdient hierin mehr Glaubbarkeit, als Ich,
Die Muse der Geschichte? die aus Pflicht
Nach Thaten, nie nach Schein, ein Urtheil spricht?
Nie bildete ein Halbgott oder Held,
Trotz einer wider ihn verschwornen Welt,
Aus einem Stoff, so dürr und klein, ein Reich,

Dem seinigen an Macht, im zwölften Lustrum *) gleich;
Das wachsend stets von Anbeginn
Doch nie an inn'rer Festigkeit verliert,
Und so stets furchtbarer von Außen wird.
Nie that ein Andrer dieß, so wahr ich Klio bin!
Und deßhalb, Schwestern, nenn' ich **Einzig** ihn."

So Klio. Alles schweigt erwartungsvoll,
Bis mit vergnügter Miene sich Apoll
Der Muse nähert, liebreich sie umarmt, und spricht:
„Du, liebe Klio, trafst das Wahre. **Einzig** ist
Der Mann, den unrecht Ihr mit Anderen verglicht.
Und so irrt stets, wer nicht nach Gründen schließt. —
Du sagtest: Preußens Ruhm und Stärke
Sey'n gänzlich deines Helden Werke.
Ich setze deinem Spruch noch die Versich'rung bey:

So lange Preußens Fürst, dem Plane Friedrichs treu,
Verachtend eitlen Prunk und Üppigkeit,
Dem Kriegesgotte sich mit Eifer weih't;
Dem klugen Hauswirth gleich, stets Vorrath jeder Art
Dem Staate gegen Noth und Wucher aufbewahrt;
Des weisen Manns **) Gesetz, für Jeden gleich gerecht,
In voller Kraft erhält, nie für den Günstling schwächt;
Den Stand, der Duldung und Religion verkündet,
Des Guten Beyspiel selbst zu seyn verbindet;

*) Der Verfasser berechnet diese zwölf Lustern, oder sechzig Jahre, vom Jahre 1740, da Friedrich der Zweyte die Regierung antrat, bis auf unsere Zeit; weil in seinen Staaten die von ihm eingeführten Gesetze und Hauptgrundsätze der militarischen und Civil-Verfassung, bisher noch immer ihre volle Kraft behaupten, folglich noch sein Geist herrschet.

**) Friedrichs.

Zelt und Büreau von den, an Sitte, Fähigkeit,
Und Fleiß, zu leicht Befund'nen schnell befreyt,
Doch unter keinem Vorwand auch erlaubet,
Daß je den Preis zu der erharr'ten Zeit
Ein jüngerer dem ältern Diener raubet;
Talente schützt, nie die Gerichtbarkeit
Darüber einem Zensor zuerkennet,
Und nur des Schmeichlers Blatt verbrennet;
Verdienst und Tugenden, nicht Nahmen, ehret;
Aristokrat'sche Macht (der Monarchieen Pest!)
Nie einen Nebenthron im Staat' errichten läßt,
Und wachsam ihren Ränken wehret;
Den weislich jedem Stand nach ihrer Wichtigkeit
Verlieh'nen Rang stets fort — nie Einem mehr — verleiht;
Stets wachet, daß nicht seine Oberdomestiken
Ihn listig in ein Netz verstricken;
Wenn immer blind er für die Heuchler bleibt,
Den täglich seine Treu zur Schau nach Hofe treibt;
Wenn niemahl Weiberhauch — der nicht von hier *) ausgehet —
In einen Rathsaal dringt, im Kabinette wehet;
Solang' er selber nie, von Neu'rungsgeist bethört,
Zum Vortheil eines Theils des Ganzen Einklang stört;
Auch nie sich fähig wähnt, das Ganze zu verbessern: —
So lange wird sich stets der Preußen Macht vergrößern!"

*) Vom Pindus.

Nachschrift.

Das Warum und das Wie von allen den Friederizianischen Staatsgrundsätzen zu zeigen, die Apollo hier in leichten Umrissen skizzirt; und zu zeigen, wie wesentlich jeder derselben sey, um das Ganze zu bilden, das uns vor Augen liegt; dazu wäre ein sehr weitläuftiger Kommentar erforderlich. Denn obschon Mirabeau, Mauvillon und andere von diesem Gegenstande Vieles — freylich nicht alles — gut und richtig beurtheilten; so scheinen sie doch durch ihre Schriften bisher nicht soviel bewirkt zu haben, daß man nicht noch jetzt sagen könnte: Fridericus erat lux in tenebris, et tenebrae eum non comprehenderunt.

Meine Epigraphen
vor einigen Werken deutscher Dichter.

Vor Opitz Gedichten.

Die deutsche Fama schweigt zwar lange schon
Von ihm; doch Deutschlands Helikon
Wird stets in ihm den Coryphäus ehren:
Wer wollte nicht um Das der Fama Gunst entbehren?
Der Fama, die so oft die Welt betrügt,
Das Löbliche verschreyt, und Lob dem Schlechten lügt?

Vor Hagedorns Gedichten.

Als Weisheit-Lehrer und Stylist, gleich rein;
Laß ihn, Didaktiker, hierin dein Muster seyn!

Vor Hallers Gedichten.

Wie würdig sang er uns die Ewigkeit!
Die Ewigkeit scheint dankbar ihm zu seyn.
Nach längst schon stumm gewordnem Neid,
Gräbt immer tiefer noch Kalliope
Auf des Parnasses höchster Höh
Den Nahmen Haller ein.
Und wird mit Ihr die spätste Nachwelt nicht
(Wie ein befugter Richter *) spricht)
Des Dichters hohen Schwung verehren,
Und harte Töne gern verhören?

Vor Gellerts Fabeln.

Mit jedem Schüler des Äsop darf Er
An Ton, Erfindung, Einfachheit,
Sich messen.
Und unter Allen, wer hat weniger
Der strengen Sittlichkeit
Des alten Phrygiers vergessen?

Vor Geßners Schriften.

Wer lies't, o Theokrit der neuern Zeit,
Dein unvergängliches Gedicht,
Der deiner Muse nicht verzeiht,
Daß sie nur Prose spricht?

*) Uz, in seinem Briefe an den Hofrath C.

Vor den Liedern einer Amazone.

„Dieß brave Weib, mit Preußens Grenadier vermählt,
(Sprach ein Soldat) was würde nicht die Welt
Von ihren Kindern einst zu hoffen haben! —
Nicht leicht was Schönres, dacht' ich mir,
Als an den Ältern ihr
Schon Gleim und Weiße gaben.

Vor Uzens Gedichten.

Ob er nicht in der größern Schilderey
Ein beßrer Colorist als Zeichner sey?
Die Frag' ist mir erlaubt zu wagen.
Doch daß, wenn er in seine Lyra singt,
Sie süßer mir als jede deutsche klingt,
Das weiß ich, ohn' mich anzufragen.

Vor Zachariä's poetischen Schriften.

Oft reines Bergkrystall ist das,
Was ihm zur Ausbeut' eigne Minen gaben.
Das, was in Albion er ausgegraben,
Hat selten höhern Werth als schön gefärbtes Glas.
Ich lieb' ihn; würde doch noch mehr ihn lieben,
Wär' seine Muse mehr zu Haus geblieben.

Vor den Werken Ewalds von Kleist.

Wir standen mit gezückten Degen
Einander oft, o Kleist, entgegen.
Du fielst; ich nicht,
Obgleich nie lau in meiner Pflicht.
Nur glücklicher als Du, war ich;
Und davon überzeugt nichts angenehmer mich,
Als daß ich, itzt ein alter Mann,
Dein Lied noch lesen, dich noch preisen kann.

Vor Kästners Epigrammen.

Das Wunder von Achillens Lanzenspitze
Erneuert sich in unsers Kästners Witze.
Er sticht und heilt auch die verwundten Thoren,
Verschließen sie nur nicht
Den Worten, die er stechend spricht,
Die langen Ohren.

Vor Klopstocks Messias.

So hoch als Milton, schwang, auf Seraph-Schwingen,
Bis zu dem neunten Engel-Chor
Auch Klopstock sich empor
Der Geisterwelt dort vorzusingen.
Allein Wer schöner sang von Beyden,
Kann, leider! nur ein himmlisch Ohr,
Kein irdisches entscheiden.

Vor Ramlers Werken.

O sag uns, du, deß Nahm' uns ewig theuer!
Du Freund des Flaccus! Erbe seiner Leyer,
Und seiner weisen Lehren!
Wie kömmts, daß diese nicht den Schwindelgeist
Den itzt Genie man heißt,
Eh unsern Pindus er zum Tollhaus macht, bekehren?

Vor Wieland's Musarion.

In solchem Colorit, so schön und wahr,
Stell' uns, o Wieland, mehr Gemälde dar!
Mal ferner, deutscher Kunst zur Ehre,
Der Afterweisen Aftercharaktere!
Vor unsern Seelenmalern allen
Bist du versichert zu gefallen. —
Nur griech'sche Mädchen mal uns minder schön;
Wir würden sonst zu kalt auf unsre Deutschen sehn!

Vor Geblers Komödien.

Der fromme Wille, durch Thaliens Scherz
Die Welt zu bessern, zog sein edles Herz
Zu dem, für Thoren heilsamsten, Gedicht.
Doch Molierens Geist,
Das, was vim comicam Roms Cäsar heißt,
Gab ihm die undankbare Muse nicht.

Vor Denis Gedichten.

Voll Haſt ruft Zoilus der Splitterrichter:
Apoll begünſtigt wenig Öſtreichs Dichter.
Man zeige Denis ihm an ihrer Spitze;
Der Anblick kühlt gewiß des Lärmers Hitze.

Vor Leſſings Mina von Barnhelm.

Komödie — nicht Karikatur,
Zum wiehern nicht, zum lächeln nur.
Doch fragen Viele — nicht Franzoſen blos:
Der Schurk im Stück, Warum iſt er Franzos?

Vor den poetiſchen Briefen von G. und J.

Von dieſem ſüßen Männer-Paar,
Gleich zärtlich ſchmachtend für einander,
Wer, lieber Amor, war
Hephäſtion? Wer Alexander?

Vor den Gedichten von Friedrich Schiller.

Hier, Leſer, ſucht den Mann von Geiſt, Genie,
Erfindungskraft, Geſchmack, Philoſophie!
Ihr findet ihn in jeglichem Gedicht:
Nur ſuchet ihn in ſeinen Dramen nicht!

Vor dem Trauerspiele Johanna d'Arc von eben demselben.

Voltairens Satyr gab dieß Mährchen uns — zum Lachen.
Wer Geist hat, der belachet sein Gedicht.
Herr Schiller gibt es uns, um weinen uns zu machen,
Doch **wer dort lacht**, der weint hier sicher nicht.

Vor einem gewissen Schauspiele, welches für unser Theater viel Übels gestiftet hat.

Das deutsche Drama dankt, berühmter Freund,
Vor allen Dir der Wirkung Zaubermacht,
Daß selbst Melpomene das Tragische belacht,
Und bey dem Komischen — Thalia weint.

Vor J. E. Schlegels Trauerspielen.

(Etwas mehr, als ein Epigraph.)

Den Weg zum Heiligthum, worin die großen Alten
Den Lorbeer aus der Hand Melpomenens erhalten,
Den Weg, den uns der Weise von Stagir
Und Flaccus, der Lateiner Stolz und Zier,
Gezeigt, den Weg, worauf Corneille und Racine,
Die Fürsten der erneuten Bühne,
Mit so viel Ruhm gegangen,
Den — Lob dem Edlen! — ging auch Er
Zu gleicher Ehre zu gelangen.
Ihm folgten Kronegk, Lessing, Weiße,
Die würdigsten Begleiter seiner Reise,
Und Andre, nicht Unwürd'ge, mehr.

Er kam — nicht an das Ziel, doch weit hinan;
Und die ihm folgten, hätten es vielleicht,
Bey nicht gehemmtem Zug', itzt schon erreicht.

Doch sieh! im Nu zerreißt vor ihnen her
Ein Wolkenbruch die schöne Bahn,
Auf beyden Seiten noch zu schwach bedämmet,
Ein Wolkenbruch, der Alles überschwemmet!
Und wie ein Unglück niemals einzeln kömmt,
Oft nur zu kommen scheint noch größre auszuhecken,
So hier auch. Nicht nur, daß die Flut den Fortschritt hemmt,
Sie bringt mit sich Milliarden kleine Frösche hin,
Die durch ein unerträglich Quäcken
Das Ohr der Reisenden so lange näcken,
Bis sie vor Unmuth sich zurücke ziehn.

Die kleinen Lärmer wachsen schnell heran;
Und durch ein Wunder — größer,
Als alle, die Ovid erzählt — erhalten
Mit einem mahl sie menschliche Gestalten.
Doch werden sie darum an innerm Werth nicht besser.
Zu hüpfen rechts und links, seit ihrem Urentstehn,
Geneigter als gerad vor sich zu gehn,
Erklettern sie die rechts und links gelegnen Höhn.
Auf dieser schroffen Felsenbahn
Gerathen sie zu Wölfen, Ebern, Bären,
Und nehmen da, geduldet sich zu nähren,
Sogleich die dortgen Sitten an.

Doch voll Begier, an Sitten nicht allein,
Auch an Entschlossenheit, an Muth und Stärke,
Den lieben Nachbarn gleich zu seyn,

Beginnen Einige die kühnsten Werke:
Bestürmen trunkner Ritter Schlösser,
Erobern Bier- und Branntweinfässer,
Entführen Weiber durch erstiegne Fenster,
Nothzüchtigen auch Mädchen hie und da,
So gut als Hänschen Doria,
Und schrecken Ammen gleich, durch Hexen und Gespenster.
Geklirr der Waffen, Glockenlaut, Trompetenschall,
Gewitterschlag, Kanonenknall,
Sind ihrer Ohren Lust; hochlodernde Gebäude,
Verheerung, Leichenprunk, sind ihrer Augen Weide.

Ein andrer Haufen, der nach Hoheit minder strebt,
Gesellet zu Zigeunern sich und Räuberbanden,
Mit denen, ohne Schmach zu ahnden,
Er brüderlich vereinbart lebt.
Die Herren zeigen nun mit philosophscher Miene
Auf einer angestaunten Bretterbühne,
Wie oft der Mensch sein eignes Recht verkennt;
Wie irrig manche That er Laster nennt;
Daß Ehbruch, Straßenraub, Vielweiberey,
— Gemildert durch ein wenig Reu —
Im Reiche der Natur nicht strafbar sey;
Und machen so das Volk mit diesem Reich bekannter,
Und für Verbrechen toleranter.

Noch Andre (die vielleicht bey der Verwandlung
Ein sanfteres Gefühl erhielten,
Vielleicht als Frösche schon zu keiner raschen Handlung
Beruf und Antrieb in sich fühlten)
Verkriechen sich — beym Mondenschein —
Zu Eremiten, fromm, la trappisch fromm zu seyn:
Verkünden dort — gram allen irrd'schen Dingen —
So lang' in Hiobs Tone Schulmoral,

Bis sie ihr Volk aus Langweil oder Qual
Zum Gähnen oder Seufzen bringen.

Obgleich nun diese Volks = Idolen alle
Stets über Kunst, Geschmack, Gefühl,
So uneins sind als Kinder bey dem Puppenspiel;
Sind alle doch vereint in Einem Falle.
Der ist: **stets regellos zu seyn,**
Des Stagiriten Lehren zu verschreyn,
Den Zuruf seiner Freunde zu verachten,
Und einzig nach des Haufens Lob zu trachten.
Wer sich auf dieser Bahn vorzüglich unterscheidet,
Der heißt Genie, und wird beneidet *).

Besänftge doch, o mächtiger Apoll,
Melpomenens für uns so unverkennbarn Groll!
Verschaff uns Mittel, die zu ihr verschlämmten Wege
Zu öffnen, und verschleuß die Wolfs = und Bären=Stege!

Vor Cronegks Schriften.

Den Trieb, Melpomenen zum Priester mich zu weih'n,
Den, Cronegk, flößte mir dein Codrus ein.
Mein Dienst — zu schwach für **hohes** Priesterthum —
Bracht' manchmal doch mir eines **Keryx** Ruhm.
Nicht undankbar, bring' Ich dafür
Ein kleines Epigraph zum Danke dir.

*) Wer mit dem Verfasser über seine Eintheilung der itzt beliebten dramatischen Kunst in dreyerley, an Grundsätzen und Geschmack so merklich unterschiedene, Schulen einverstanden ist; der wird leicht die zu jeder Schule gehörigen Meister nach ihren eigenthümlichen Manieren selbst anzugeben wissen.

Ende der Epigraphen.

Schreiben
der Mamsell la Regle
an den
Herrn Gottfried August Bürger *).

Warum verhöhnst du mich, Mich gutes Weib,
Leichtsinn'ger Knabe?
Mich, die ich dein **berneskisches** Geschreib
Verhöhnet nie, nur nicht gebilligt habe? —
Alt bin ich wohl — doch keine alte **Strunsel**,
Wie dir's beliebte mich zu nennen;
Das Auge deren, die mich besser kennen,
Entdeckt an mir noch keine Runsel.
Mit **Ehren** leb' ich schon Jahrtausende auf Erden,
Der Kunst und ihren **Meistern** nie verhaßt,
Den **Meisterleinen** nur zur Last: —
So alt wirst du wohl schwerlich werden!

Nicht nur die Griechen und Franzosen,
Die besten Deutschen, so wie sie
Bekränzt mit Lorbeern oder Rosen,
Verdanken insgesammt mir meiner Wartung Müh.

Mein Ansehn und Verdienst zu schwächen,
Nennst du mich **Zaum des Geistes**! Junger Mann!
Wiß, daß ich diesen Spott ertragen kann.
Ich **Zaum** — Du **Wildfang** — könnt' ich sprechen —
Doch nein! statt über dich mich zu beklagen,
Will ich dir ohne Groll, als Freundinn sagen:
Der Andaluser schönstes Pferd
Hat, **unzähmbar**, kaum höhern Werth,

*) Siehe in Bürgers Gedichten: Mamsell la Regle.

Als Leonorens Rappe, hop, hop, hop,
Mit seinem höllischen Galop *);
Der **Zaum** erst bildet es zum brauchbarn Pferd —
Auch will ich dir als Freundinn sagen:
Streich weg dein Juchsa, Juchsasa!
Dein Kling, kling, kling! dein Trallala!
Dein Trap trap trap! Hura hura!
Dein Husch husch husch, et caetera!
Die Knittelverse hier und dort!
Den niedern Pöbelscherz an **jedem** Ort!
Und dann erst sieh, ob **Madam Barbarey,**
Ob **Mamsell Regle** dir die beßre Räthinn sey! —
Vor Hunderten bist Du der Mann,
Der, was ich fordre, leisten kann.
Doch folgst du meinem Rathe nicht,
Beleidiget dein Lied fortan Geschmack und Ohr,
So sing — wie euer **Haller** spricht —
Sing auf den Bänken Bauern vor!

Die kluge Wahl des Kaisers Caligula.

Warum verlacht ihr, ungerechte Spötter!
Caligulas erweislich klügste That —
Die, daß er seinen lieben **Incitat** **)
Zum Priester eines seiner Götter —
Und kam der Wahlzeit nicht des Kaisers Tod zuvor —
Er auch zum Consul ihn erkohr?

*) Siehe Bürgers Leonore.

**) Incitatus hieß (nach dem Tacitus) das Pferd, welches Caligula zum Priester ernannte und ohne seinen zu bald erfolgten Tod, auch zum Consul ernannt haben würde.

Seyd ihr von Deren innerm Werth,
Die Werber um die beyden Stellen waren,
Nicht so genau wie Er belehrt,
So glaub' ich, könntet ihr des Tadelns Müh' ersparen.
Gewiß ist, daß sein Pferd für Thron und Staat,
Wenn Gutes nicht, doch auch nichts Böses that.
Entschuldigt dieß allein nicht Cäsarn schon? —

Wie mancher Flamen, Augur, hohe Priester
Entehrte durch sein Beyspiel die Religion!

Wie viele, gleich Sejanen, strafbare Minister,
Weil sie nicht Pferde waren,
Versetzten oft den besten Fürsten in Gefahren;
Verflochten ihn aus Dummheit, Goldbegier,
Um einer Bürgerkron', um eines Lorbeers Zier,
Um Triebe, deren nie sich Pferde schuldig machten,
In Fehden, ohn' derselben Folgen zu betrachten! —

Wie Viele wußten, ab von den Geschäften,
So listig seinen Geist auf Spiel und Tand zu heften,
Daß, eh' er ihre Plane spürte,
Den Zepter Sie, er nur den Nahmen führte;
Vertrieben ihren Erbfeind, den Verstand,
Mit dem Verboth, ihm treu in einer Schrift zu seyn,
Durch Geists-Liktoren aus dem Land — *)
Zwar immer unterm Schein,
Den Thron von mancherley Gefahren zu befreyn,
Im Grunde, jeden Strahl der Wahrheit abzuleiten,
Der über sie dort konnte Licht verbreiten! —

*) Der Leser muß bey dieser Stelle für die Zeiten der Trajane, Markus Aureliuse, und Juliane eine Ausnahme machen.

Wie mancher Träge war beym Urtheil über Ehr'
Und Glück von Tausenden, nichts mehr,
Als Echo feiler Referenten! —

Wie mancher förderte den dummsten Haus-Clienten,
Der des Patronus Gunst der Zofe gut verzollte,
Zum Nachtheil eines Manns vom Werthe,
Weil Der den Platz, der ihm mit Recht gehörte,
Von einer Zofe nicht erkaufen wollte! —

Wie mancher Prätor Roms, Haupt der Gerechtigkeit,
Dem Ansehn nach, der Minos seiner Zeit,
Ertheilt' auf Klagen eines Armen
Nach zehn unnöth'gen Fristen erst Bescheid,
Bewies hingegen schnell dem Reichen sein Erbarmen! —

Wie mancher Quästor stürzte — jedes Jahr
Ein Plus für die Schatule zu erzwingen,
Des Staates Renten in Gefahr,
Und bracht' ihm Todes Wunden bey!

Wie Mancher, als Präfekt der Polizey,
Statt Ruh und Nahrung in die Stadt zu bringen,
Erregte selbst des Volks Geschrey,
Indem er — das Warum fällt mir nicht bey —
Mehr der Verkäufer Freyheit schützte,
Als die erwies'ne Noth der Käufer stützte! —

Wie mancher Censor, nach Gemüth und Sinn
Oft weibischer als seine Buhlerinn,
Ergab dem Luxus sich, dem Vater schlechter Sitten,
Den die Catonen mit so großem Recht bestritten,
Stets krank dem Biedermann, wann Der Gehör verlangte,
Gesund dem Gecken, der in Phaetonen prangte! —

Wie Mancher — doch genug! wer kennet nicht
Roms Sitten jener Zeit aus Juvenals Bericht?
Uns gehn sie wenig an, da jetzt die Welt
So fest auf Treue, Pflicht und Sitten hält.
Nach meiner Schildrung Roms soll man mir nur gestehen,
Daß so viel Unfug man an Pferden nie gesehen.
Erwägt man noch (was jeder Buchhaltrist
Mir zu bestätigen gezwungen ist)
Daß hundert Pferd', auf jedem obern Posten,
Dem Staate weniger, als Ein Präfektus kosten,
So frag' ich, ob man nicht Caligulas Entschluß,
Statt ihn zu tadeln, loben muß.

Das attische Salz.

Erzählung einer wahren Begebenheit.

Ein reicher Wucherer, vulgo Negoziant,
Der zwar auf seine Wucher-Theorie
Mit vielem Eifer, aber nie
Auf andre Theorien sich verwandt,
Entschloß auf einmal sich, hinfort auf Erden
Nicht bloß Negoziant,
Zugleich **ein schöner Geist** zu heißen — nicht zu werden.
Denn (sagt' er sich) man nennt seit ein'ger Zeit
Fast in der ganzen Christenheit
Weit öfter einen Wieland und Voltaire,
Als Mich, und hundert andere Millionäre.
Indem er nun erwog, wie diese Ehre,
Das heißt, der Ehre Schein,
Am leichtsten zu erwerben wäre,
Fiel ihm das alte Sprichwort ein:

„Das, was du selber bist, zu wissen,
„Läßt sich nach deinen Freunden schließen."

Ja, dacht' er, ja! das ist die Bahn,
Worauf ich ohne Müh' mein Ziel erreichen kann.
Ich will von nun, Gelehrten, schönen Geistern,
Mitunter einem von der schönen Künste Meistern,
Allwöchentlich ein Gastmahl geben —
Sehr häuslich, das verstehet sich;
Gelehrte müssen mäßig leben,
Und Ich hielt stets an diese Regel mich.
Wird man sodann mit solchen Leuten
Mich öfters in Gesellschaft sehn,
Wer wird sich unterstehn,
Das alte Sprichwort zu bestreiten? —

Gedacht, gethan!
Und die ambrosischen Gastmahle fingen an.

Zu diesen kamen
— Nicht ahndend des Bewirthers Plan —
Gelehrte jeder Art, Cleophilus, Montan,
Faustin und Mehr von wohl bekannten Nahmen.
Auch sah man öfters, daß er reisende Gelehrte,
Zumahl wenn einer ihn mit dem Besuch beehrte,
Freundschaftlichst zu dem Schmaus begehrte.

Einst fiel bey einem solchen Schmause
Die Red' auf ein ganz neu Gedicht.
Der sehr bescheidne Herr vom Hause
Schwieg lange — denn er kannt' es nicht.
Es ward gelobt. — Ja ja! sprach drauf Cleophilus,
Ein äußerst scharfer Kritikus:

Nicht schlecht — selbst von Talent bisweilen Spur —
Ein Quentchen **attisch Salz** wünscht' ich dem Dichter nur.

Was für ein Salz? versetzt der Hauspatron.
Cleophilus, (lächelnd.) Das attische, mein Herr Baron.
Das dienlichste Gewürz für jeden Musensohn,
Besonders aber für Poeten
Ein wahres Gegengift der Geistesnöthen.
Je mehr und öfter sie davon genießen,
Je angenehmer ihre Verse fließen.
Der Hauspatron. Wird Steinsalz seyn. Wo gräbt man es?

Cleoph. (lächelnd.) In Griechenland.
D. H. Patron. O dort bin ich sehr gut bekannt.
Ich habe viel Verkehr mit Griechen und mit Türken,
Und kann dort mehr als mancher Fürst bewirken.
Ich schreibe nur an meinen Freund Orphir
In Patras, und — in acht, neun Wochen hab' ichs hier.
Cleoph. Man kann auch dort nicht leicht es haben;
Es kostet Müh' es auszugraben.
D. H. Patron. O diese Sorge lassen Sie nur mir!
Was kann man nicht für baare Münze haben?
Und endlich zwey, drey Pfund zur Probe — Kleinigkeiten!
Den Aufwand, Gott sey Dank! kann ich schon noch bestreiten.
Genug, ein Wort, ein Mann!
Sie sollen sehen, was * * * kann.
Ich schreibe morgen hin. —

Ob er nun hingeschrieben,
Und was für Antwort er aus Gräziens Gefild'
Auf seinen lächerlichen Brief erhielt,
Ist noch bis jetzt mir unbekannt geblieben.

Der Rangstreit eines Arztes mit einem Advokaten.

Eine Erzählung nach dem Cornelius Agrippa.

Agrippa — selbst ein Arzt — allein dabey
So sehr ein Spötter ohne Maß und Scheu,
Daß er gar oft, wann ihn der Muthwill kitzelt,
Auf Kosten seines eignen Standes witzelt,
Schreibt in latein'scher Prose das, was jetzt
Ein Reimer hier in deutsche Verse setzt:

Auf einer hohen Schul' — (Agrippa nennt sie nicht;
Dieß tadl' ich. Ungewiß dadurch gemacht,
Geräth ein Grübler leicht auf den Verdacht,
Das hier Erzählte sey nur ein Gedicht:
Und dafür gibt es doch der Autor nicht!)

Auf dieser hohen Schul N. N.
Sah damals man den herbsten Streit entstehn,
Den unter Doktorn man noch je gesehn.
Zum Hochzeitfest des reichsten Bürgers in der Stadt
Kam — nach dem Dom das Brautpaar zu begleiten —
Nebst vielen andern schön geputzten Leuten,
In seinem Amtskleid auch der Advokat,
Der stets in curia den reichen Mann vertrat,
So wie der Arzt, der öfters ihm, beschwert
Von Unverdäulichkeit, den Magen ausgeleert.
Auch floß, als wär' er mit zur Hochzeits-Gasterey
Berufen, aus der Stadt entferntsten Orten
Ein großer Schwarm von Volk herbey,
Und drängte sich bis an des Hauses Pforten.
Kein Wunder! Bräut'gam reich, die Braut sehr schön;
Wer wünscht nicht solch ein Paar zu sehn!

Nach der Gesellschaft langem Scherz,
Nachdem man schon dem Bräut'gam manche Rose,
Der Braut manch brennend Zuckerherz
Gebracht, auch an dem platten Witz in Vers' und Prose
(Der, nach Kostüm, stets auf das Brautbett zielet)
Sich endlich satt gespielet,
Beschließet man, sich zu erheben,
Und nach dem Dom zur Trauung zu begeben.
Die Pforten öffnen sich. Im Augenblick
Zieht sich das dort gehäufte Volk zurück,
Und macht dem Zug, der Gasse Mitte frey.
Man kömmt und rückt im Gehn, zu Zwey und Zwey,
Gleich bey dem Austritt aus dem Hause,
Wie es gebräuchlich, in die lange Reih' —
Zuerst die Brautleut' und Verwandten,
Dann alle zu dem Hochzeitschmause
Gebetnen Freunde und Bekannten.

Gleich nach der ersten Klasse reihet sich
Der Arzt mit seiner Gattinn ein,
Weil er, nach seinem Stand, vor männiglich
Sich glaubt dazu befugt zu seyn.

— Doch kaum bemerket dieß der Advokat,
So eilt er schon den Fehl im Keime zu ersticken;
Und, sträubte sich der Arzt, mit Ernst ihm seine That
Als einen Unfug vorzurücken. —

Sobald er ihn erreicht, sagt er ihm leise:
„Sie nehmen, lieber Freund, hier meinen Posten ein."
Der Arzt. Den Ihrigen? — Auf keine Weise!
Ich glaube, wo ich bin, mit Recht zu seyn.
D. Advokat. Mit Recht? — Ha ha! vor Zeiten
Fiel's ihrer Fakultät nicht ein,

Der unsrigen am Range gleich zu seyn.
Nur jetzt... Doch gnug! ich will dahier nicht streiten.
Nur räumen sie, was Mir gebühret, ohne Schrey'n,
Die erste Reihe mir und meiner Gattinn ein,
So werden wir forthin als Freunde leben.
D. Arzt. Welch ein Begehren, Herr Jurist!
Bey einem Actu wie der heut'ge ist,
Kann ich nicht meinen Rang vergeben.
Ich bin des Bräut'gams Arzt!

D. Adv. Und ich sein Advokat!
Der selbst den Ehvertrag für ihn verfasset hat.
D. Arzt. Sie würden, stolzer Rabulist,
Jetzt seines Zutrau'ns nicht genießen,
Hätt' ich nicht zehnmal ihn dem Tod' entrissen.
D. Adv. Was? Ich ein Rabulist? — elender Charletan!
Ich kündige nunmehr dir ew'ge Feindschaft an.
Ja! ich verdamm', im Nahmen meiner Fakultät,
Durch die der Menschheit Wohl, **das Mein und Dein**, besteht,
Zur Rache Mir, und Ihr zur Ehre,
Verwegner, provisorisch, dich auf die Galeere!

Daß dieser feuervolle Dialog,
Am Ende mehr gedonnert, als gesprochen,
Gar bald des Zuges Ordnung unterbrochen,
Und selbst den Bräut'gam dahin zog,
Kann jeder Leser leicht ermessen.
Um alles in der Welt! (ruft ihnen dieser zu)
Ist's möglich, daß so leicht Gelehrte sich vergessen!
Ihr Zank stört unsre Freud' und Ruh!
Versöhnen sie sich doch! thun sie es Mir zu Liebe!
D. Arzt. Ich wollte, daß ihr Wunsch noch möglich bliebe.
Allein dazu ists leider nun zu spät.

Der Streit trifft mehr als mich, die Fakultät.
Ihr Recht ist heilig mir. Sie wissen nicht,
Wie sträflich dieses Manns Verbrechen;
Man würde, schwieg' ich still, an mir es rächen: —
Komm folge mir zum Rektor!

D. Adv. Dummer Wicht!
Zum Rektor? der nicht weiß, was ein Jurist,
Der selbst ein Mediziner ist?
Zum **Herzog** fodr' ich dich! Und dieß
Damit, auf ein Rescriptum Principis,
Dem Mediziner-Stolz zur ew'gen Lehre,
Du rudern mußt im Mittel-Meere!
Komm!

D. Arzt. Ja verwegner Schuft! Auch dahin folg'
ich dir.
Der Herzog ist gerecht; das Recht bey Mir.
Komm! —

Alles trachtet nun die Schande zu verhindern,
Die dieser Vorsatz der Gesellschaft dräut.
Man thut was möglich, durch Beredsamkeit,
Durch Flehn, die Wuth der Streiter zu vermindern!
Allein umsonst! sie sind zu sehr erboßt:
Und zeigte manchmal sich ein kleiner Trost
Den Friedensmittlern, so vernichteten ihn bald
Der Streiter beyde Frauen, die im Hinterhalt
(Wie einst teuton'sche Weiber in den Schlachten)
Die Männer in noch größre Hitze brachten.

Da zur Versöhnung nun kein Mittel übrig war,
Rückt man — in schöner Ordnung zwar —
Allein voll Schaam, nach dem Bestimmungsort,
Der Kirche, zu der Trauung fort.

Die beyden Streiter nur, nachdem sie ihre Frauen
Wie Hektor die Andromache, mit Schmerz und Grauen
Nach Haus geschicket, laufen
Den nächsten Weg, die sehbegier'gen Haufen
Des Volks zerstreuend, nach der Residenz,
Und bitten dringend dort um Audienz.

Der Herzog, wie mit Grund man schließen kann,
Kein dummer (aber auch kein weiser Mann,
Da er Gelehrte nicht genug verehret)
Vermuthlich schon von ihrem Zank belehret,
Läßt gleich sie vor. Der Advokat
Erzählt nun ganz den vorgefallnen Streit
Mit demosthenischer Beredsamkeit
(Viel schöner, als man ihn von mir gehöret hat)
Ohn' daß der Arzt zur Sprache kömmt.
Der Fürst (wohl nur dem Scheine nach) beklemmt,
Durch diesen Unfall, zween
So wackre Männer mißvergnügt zu sehn,
Hört aufmerksam den ganzen Vortrag an.
Tiefsinnig schweigt er eine Weil' und spricht sodann:

„Der Zwist, der unter Ihnen sich entspann,
Dringt mir an's Herz. Allein wie kann ichs wagen,
Hierüber, was mich dünkt, zu sagen?
Ich müßte wider einen Theil von beyden,
Und darum stets zu meinem Gram entscheiden.
Verwenden Sie sich an die Universität!"
D. Adv. Dort, Herr! werd' ich verkürzt. Der Rektor ist
Ein stolzer Medikus: Ich bin Jurist.
D. Arzt. Er ist ein Biedermann; macht Ehre dem Baret.
D. Adv. Im Jus ist er ein Ignorant;
Und selbst als Medikus durch Morden nur bekannt.
Erst gestern starb der beste Graf Cornin

Durch seine Henkershand im Nu dahin.
D. Arzt. Verläumdung, Herr! er starb vor Qualen,
Weil dieb'sche Advokaten, einverstanden
Mit seinen ehrvergeßnen Anverwandten,
Ihm treulos sein Vermögen stahlen.
Noch mehr! . . .

D. Herz. Nicht mehr! ich will nicht, daß ihr Groll
Durch noch mehr Läst'rungen sich äußern soll! —
Es sey! — Vor größerem Vergehn sie zu bewahren,
Will ich nach ihrem Wunsche, diesen Zwist
(Der bloß ein eitler Rangstreit ist)
Kurz abzuthun, willfahren.
Nur sagen sie zuvor mir, Herr Jurist,
Wenn man hier einen Dieb zum Galgen führet,
Wer geht voraus? Der Henker oder Dieb?

D. Adv. In eurer Hoheit Staat geht, wie es sich gebühret,
Der Dieb voraus; der Henker hintendrein.

D. Herz. Der Dieb voraus; das ist mir lieb. —
So soll's mit euerm Rang hinfort gehalten seyn!
Der Advokat geh vorn, der Arzt geh hintendrein!
Adieu! —

Der böse Fürst — ließ beyde unzufrieden!
Allein was konnten sie — der Rang war nun entschieden?

Nachschrift.

Agrippa (mit seinem wahren Nahmen Nettesheim) war zu Köln am Rhein gebürtig, zur Zeit Carls des Fünften Professor der Heilkunde zu Pavia, und einer der berühmtesten Schriftsteller. Ich setze die Originalstelle, woraus meine Erzählung entstand, geflissentlich hieher, damit der Leser bemerken möge, daß die unbescheidene Satyre des Agrippa zween **ganze**, schätzbare **Stände**, die meinige hingegen zur zwey lächerliche **Individuen** dieser Stände trifft. Sie lautet also:

Unde maxima inter medicos et juriſtas contentio eſt — — —
— Sed hanc litem neſcio quis praetor lepida interrogatione diremit: quaeſivit enim ex litigantibus illis, quis mos et ordo ſervaretur in educendis ad ſupplicia reis, uter praecederet et ſequeretur latro, ne carnifex? Cumque reſponderent, praecedere latronem, ſequi autem carnificem, dedit ille ſententiam, praecedant ergo juriſtae, ſequantur medici! *De Incert. et Vanit. Scient. Cap. LXXXII. de Medicina in genere.*

Thier-Gespräche.

Das Unrecht und Recht des Esels, in zwey Gesprächen.

Erstes Gespräch.

Der Esel und das Maulthier.

Das Maulthier.

Willkommen Vetter! liebster Vetter! sprich:
Wie geht es dir?

Der Esel.

So so! — Nur bitt' ich dich,
Das Wörtchen, **Vetter**, zu ersparen.

Das Maulthier.

Warum? — Du weißt, daß unsre Väter Brüder waren.

Der Esel.

Dein Vater zeugte dich mit einer Stute.
Ich stamme, wie bekannt, vom reinsten Eselsblute,
Das niemal, seit mehr tausend Jahren,
Ein fremder Zusatz trübte,
Und das, wie billig, stets nur seines Gleichen liebte.

Das Maulthier.

Ists unsre Schuld, daß eine Stute Mich gebahr,
Und Deine Mutter eine Es'linn war?
Wie stolz!

Der Esel.

Nicht stolz, Bastart!
So denket jedes Thier von edler Art.
Und kurz! du sollst nie mehr mich Vetter nennen,
Ich kann und will dich nicht dafür erkennen.

Das Maulthier.

Das magst du! denn euch Eseln ists erlaubt,
Daß ihr euch wichtiger als andre Thiere glaubt;
Und Ich — gewinne noch bey deinem Stolz das Recht,
Zu lachen über Dich und dein Geschlecht.

Hier, scheint es, hat das Maulthier recht.

Zweytes Gespräch.

Der Esel und das Zebra.

Der Esel.

Heil, Bruder, dir! entzückt seh ich dich wieder!

Das Zebra.

Wie? — Bruder eines Esels — Ich? —
Mit Der Vertraulichkeit verschone mich!
Wir Zebras hatten nie dergleichen Brüder.

Der Esel.

Ho ho! so weißt du nichts von jenem Streit,
Der noch die Forscher der Natur entzweyt,
Ob sie das Zebra nicht mit größerm Rechte
Zum Esel- als zum Pferd-Geschlechte
In ihr Verzeichniß bringen müssen?
Dieß, Bruder, solltest du doch wissen!
Auch zeuget ja dein schönes, langes Ohr...

Das Zebra.

Was Ohr? Betrachte mich, vermeßner Thor!
Siehst du die mindste Gleichheit an uns beyden?
Sieh den gebognen Hals — den hohlen Rücken —
Den Fuß, um den der **Thetis** Zelter mich beneiden —
Den Kopf, den man als Kraftwerk der Natur beschaut!
Betrachte noch die Weiße meiner Haut!

Die braunen Streifen drauf, die zum Entzücken,
Den weißen Leib in parallelem Laufe schmücken —
So schön, daß ausgestopft man Thiere meiner Art,
Noch todt, zur Ansicht aufbewahrt!
Und, dummer Esel, schließe dann,
Ob ich für einen Bruder dich erkennen kann.

Der Esel.

Auf deine Schönheit also, eitler Wicht,
Bist du so stolz? — Nach diesem Vorzug streb' ich nicht;
Der **Zufall** hat ihn dir bescheert.
Doch forscht man nach dem selbst erworbnen Werth,
Den Arbeit für das allgemeine Wohl ertheilet,
Wie sieht es aus mit dir? und Wer von uns erhält
Sodann den Vorzug bey der **klügern** Welt?
Befrag sie! sie hat oft der Thoren Wahn geheilet.
Sie sag', ob nicht mein Dienst weit lieber ihr
Als deine Schönheit ist, unnützes Thier *)!
Und ob sie Dank dir weiß, daß tausend Affen
Um deiner Streifen willen dich begaffen! —
Bis du mir Antwort bringst, hab ich das Recht,
Zu lachen über Dich und dein Geschlecht.

Hier, scheint es, hat der Esel recht.

Der Löwe und der Panther.

Nach den Eigenschaften geschildert, die le Vaillant in seiner Reisebeschreibung diesen beyden Thieren beyleget.

Der Panther.

Vergib mir, daß ich eine Frage
An dich, mein Herr und König wage!

*) Das Zebra läßt sich weder zum Ziehen noch zum Tragen abrichten.

Wann dich der Hunger treibt ein Thier zu fangen,
So brüllest du so laut, daß das Gefild' erbebt.
Natürlich flieht sodann, was haucht und lebt,
Aus Furcht vor dir zurück.
Dadurch ist oft das beste, fettste Speise-Stück
Der ganzen Gegend dir entgangen.
Warum folgst du hierin nicht Meiner Politik?
Ich schleiche langsam, unbemerkbar still,
Auf Pfaden, wo mich dichte Hecken,
Ein Hohlweg oder Wasserriß verdecken,
Mich an den Fraß, den ich verschlingen will,
Und der entkommt auch selten mir.

Der Löwe.

Hierauf, Herr Schleicher, diene dir
Zur Nachricht, daß ich deiner Katzen-Politik,
Als Löw', unmöglich folgen kann.
Erkämpfen — stehlen nicht, will ich die Nahrung mir.
Ich kündige darum durch mein Gebrüll,
So oft ich speisen will,
Den Krieg dem ganzen Thierreich an.
Ein jedes hat darnach noch Zeit
Zu fliehen, oder sich zu rüsten zu dem Streit. —
Gesetzt, daß nützlicher dein Schleichen wäre;
Mein Brüllen bringet mir gewiß mehr Ehre:
Doch, da beym öftern Fraß du auch nicht fetter bist,
Als Ich, so merke dir, politscher Fresser:
Die Speise, die mit Ehre man genießt!
Gedeihet besser.

Der Aal und die Schlange.

Zur Erklärung des Spruches Estote prudentes sicut serpentes! Und zur Nachricht für einige große Aalen auf unserm Erdballe.

Der Aal.

Wie kömmt es, Freundinn, daß wir Aalen — Euch
An Kräften und Gestalt so gleich —
Von unserm Muth, und Wehre-Stand,
Doch so unähnliche Begriff' erwecken?
Verachtung Wir — Ihr Furcht und Schrecken?
Und daß das böse Thier, **der Mensch** genannt,
Der ungescheut mit seiner Räuberhand
Uns fängt, und ach! wer weiß wohin uns schleppt,
Aus Angst vor jeder Schlange bebt?

Die Schlange.

Dieß, guter Aal, will ich dir offenbaren.
Wir Schlangen echter Art bewahren
Von unsrer Kindheit an
In kleinen Bläschen **Gift** bey jedem Zahn.
Mit diesem Gifte tödten wir
Durch einen unheilbaren Biß jedwedes Thier,
Das uns zu fangen sich bestrebet.
Macht es, ihr Aalen, so wie Wir;
Ich bürge, daß man bald vor Euch auch bebet.

Der Aal.

Doch dieses Mittel — zeugt es nicht von Grausamkeit?
Wir Aalen haben Abscheu vor dem Mord.

Die Schlange.

Wohl denn! so laßt euch fangen! und bleibt immer fort
Die dummen Aalen, die ihr seyd!
Uns klügre Schlangen
Soll ungestraft kein Raubthier fangen!

Die Zauber-Höhle.

Aus dem Französischen Friedrichs des Zweyten.

Voll Neugier wanderten im Orient
Zween Jünglinge herum. Sie hörten einst
Mit viel Verwunderung, nicht fern von ihnen
Wär' eine Zauberhöhl', im ganzen Lande
Gefürchtet und verehrt seit langer Zeit;
Sie wäre finster wie die Mitternacht;
Und wer mit einem Licht hinein sich wagte,
Würd' auf der Stell' und ohne Rettung blind:
Weil Der, so diesen Ort bezaubert hätte,
Nichts in der Welt mehr haßte, denn das Licht.
Noch andre Wunder mehr erzählte man
Von dieser Zauberkluft den Jünglingen.
Sogleich beschlossen sie, troß ihrer Angst,
Nach Vorschrift, ohne Licht den Ort zu sehn.
Kaum hatten sie den Fuß hinein gesetzt,
(Wie mächtig täuschet doch Einbildung oft!)
So sprach schon Einer: „Sieh! so finster auch
„Der Ort ist, wird man doch sogleich die Größe
„Des Zauberers, der ihn beherrscht, gewahr.
„O welch ein herrlich Werk! Bemerkest du
„Die seltne Pracht an Jaspis überall?
„Und an den Säulen dort die Kapitäler,
„O welch ein Schatz! sie sind vom feinsten Golde!
„Und dann das Laubwerk am Gesims! Bey Gott!
„Kunst und Erfindung sind hier übermenschlich!"
Der Reisgespan, voll Eifer, minder nicht
Zu sehn, und auch so stark von Vorurtheil
Getäuscht als jener, sucht mit gier'gem Aug'
Indeß das Alles auf, was jener preiset;
Und glaubet, Alles auch — doch deutlicher

Als Jener noch zu sehn, „Nein (spricht er) Freund!
„Die Kapitäler sind zu blaß für Gold!
„Von Silber sind sie wohl! Und das was Du
„Für Jaspis hältst, deucht Lapis mich zu seyn.
„Allein die Statuen, die ringsherum
„Mein Aug' entzücken, sind von Bergkristall,
„Den ich noch nie so schön und rein gesehn."
„Du träumest, oder siehst nicht klar genug,
„(Spricht jener) Silber ist hier sicher nicht!
„Die Kapitäler sind, bey Gott, von Gold!"
Der Silberseher, stolz aus Eigenlieb'
Und heftig von Natur, behauptet grob,
Und bald beleidigend, des Silbers Daseyn.
Man zankt; es menget Groll sich in den Streit;
Man schreyt und flucht; kein Theil will seinem Satz'
Entsagen — der Vernunft entsagt man nur:
Denn Keiner suchet mehr bey Dieser Rath.
So kommen unter Zank und stetem Schrey'n
Allmählich sie zurück ans Licht des Tages,
Wo schon ein Schwarm von Volk, voll Neubegier
Und Zweifel auf sie harrt, und anders Volk
Herbeyströmt, um den Schwarm herum sich wirbelnd.
Das Volk hört schweigend erst dem Streite zu;
Doch bald beurtheilt es, bey welchem Theile
Das Recht wohl möge seyn. Die Meinungen
Sind da getheilt; die meisten Stimmen sind
Für den, der Silber sah, denn Der schrie läuter:
Doch auch nicht wenige sind für das Gold.
Schon sondert Alles sich in zwo Partheyen.
Man streitet, lärmt, geräth in Eifer, schimpft,
Und Zorn empört so heftig jede Brust,
Daß seinem Ausbruch er schon nahe scheint. —
Durch einen Zufall — der nicht sehr gewöhnlich —
Befindet in dem Schwarm ein Kluger sich:

Durch welches Ungefähr er hin gerathen,
Bemerket mein Skribent mit keinem Worte.
Gnug, er war da — beseufzend mitleidsvoll
Die Wuth der Sterblichen, die oft ein Traum,
Ein Hirngespinst, zu Zwist und Haß verleitet.
Belehrt von ihrem Streit, entschließt er sich,
Den Grund der Fehde selbst zu untersuchen.
Still, ohn' ein Wort zu sagen, schleicht er fort;
Hüllt eine Handlantern in seinen Mantel,
Und gehet unbemerkt, den Wunderort,
Trotz dem Verboth, beym Lichte zu beschauen.
Doch welch Erstaunen reißt ihn dort dahin!
Er sieht von Allem nichts, worüber man
So hastig stritt, kein Silber und kein Gold,
Nicht Jaspis, Statuen, noch Kapitäler.
„Hier sind (sagt er sich selbst) nur rohe Felsen
„Der gröberen Natur unförmlich Werk —
„Nicht die geringste Spur von einer Kunst!
„O Höhle! Du Behältniß des Betrugs!
„In deiner **Finsterniß** liegt all dein Werth,
„Denn Täuschung konnt' allein dir welchen geben!"
So kehrt er ruhig heim, mit dem Entschluß,
Für sich allein die **Wahrheit** zu behalten,
Und den gefundnen Trug nie zu entdecken,
Weil dieß mehr schaden ihm als nutzen könnte. —
Wer darf dem klugen Manne das verdenken?

Du Leser aber lern' aus allen Dem,
Daß Irrthum und Betrug mit Recht so gern
Im Finstern sind, weil ihre Mißgestalt
Beym Licht erkannt, beschämt, verabscheut wird.

An Mademoiselle Marianne Venturini
nach der Vorstellung des Muzarellischen Ballets: Der Richter seines eignen Fehlers.
Im August 1793.

Lob Dir, vortrefflich's Mädchen! stilles Lob
Des Einzelnen! die laute Menge preiset
An allen Künsten, nur **Bambocciaten**;
Ihr Beyfall ist darum — fast allzeit Tadel.
Du wähltest weislich dir die wahre Bahn
Zum Ziele deiner — jeder Kunst, die Bahn,
Die aufwerts führt, aus niedern Gegenden
In höhere, bis zur erhabenen,
Die durch Jahrhunderte verloren uns,
Der Genius Noverrens wiederfand.
Dort grünt in Mitte der gekrönten Büsten
Der Vestris, Pick, Delfine, Händel und
Vulkani's, auch für Dich ein junger Lorbeer.
Zwar steil und mühsam ist der Weg dahin;
Doch Der nur führt zum echten Ruhm, wornach,
Verachtend ephemerischen, du strebest.
Auch fodr' ich nicht, daß gar zu hastig du
Zum Gipfel hin, und athemlos dich eilest:
Nur wer bedachtsam schreitet, schreitet sicher.
In jeder Region ists nöthig, klug
Zu weilen; jede zeigt (zumal die höhern)
Dem Wandrer mehr Geheimnisse, je länger
Er forschend weilt. Auch zu den untern darf
Er öfters wiederkehren, scherzend sich
Dort freuen, und zu neuer Arbeit ruhn.
Selbst des Urbiners *) Pinsel tändelte

*) Raphaels. Seine Verklärung Christi wird für das größte Meisterwerk der Malerkunst gehalten.

Mit Arabesken; doch sie blieben nicht
Das Ziel des großen Schild'rers der **Verklärung.**
Die Kunst ist reicher noch als die Natur.
In jeder Gattung schätzt der Kenner sie;
In jeder nach dem Werth der ihr gebührt.
Ein Winkelmann erfreut sich mit dem Faun *)
In Florenz, doch in Rom **entzücket** ihn
Das Meisterwerk der höchsten Kunst, Apoll **).
Dem Manne, holdes Mädchen, ahme nach!
Den laß dein Kunstgefühl dir bilden, nie
Vom Lärm des großen Haufens es betäuben!
Des Haufens Kenntniß und Gefühl beschränkt
Ein enger Kreis; was außer diesem ist,
Begreift und fühlt er nicht — kann es nicht fühlen,
So wie der Truthahn nicht des Adlers Lust,
Zur Sonne sich zu schwingen, fühlen kann.
In hohem Grade zeigte die Natur
Sich eine holde Mutter dir. Der Bildung Reiz
Erkannten wir schon längst; des Geistes Kraft
Empfinden wir gerührt **im Richter**, wo
Dem Zweifler selbst sein mit Dir leidend Herz
Die **Wahrheit** deines Spiels beweiset. Einst
Von deinem blühenden Talent die Frucht
Ganz reif zu sehn, bedarfst du nichts als **Fleiß:**
Denn ihn belohnt die Muse deiner Kunst ***)
An jedem Schüler nach gerechtem Maße.

*) Der tanzende Faun, eine vortreffliche antike Statue zu Florenz.

**) Der Apoll im Vatikan.

***) Terpsichore — welche laut Versicherung eines vor Kurzem hier erschienenen Sonnets, seit einigen Wochen, unter dem bekannten Nahmen Vigano auf unserm Theater tanzet. Die folgenden Verse beziehen sich auf diesen Umstand.

Zwar ward sie jüngst all ihrer Macht entsetzt,
Und von dem strengen Zevs — vermuthlich für
Ein schwer Vergehn — verdammt, den Sterblichen
Der Griechen Kordax *) vorzutanzen; doch
Gewiß währt dieß ihr hartes Loos nicht lange:
Denn So sah man auch einst Latonens Sohn
Verbannt, ein niedrig Amt als Hirt verrichten,
Und dennoch bald darnach, in neuem Glanz
Der Göttlichkeit, den kühnen Marsyas,
Und den erlauchten König Midas strafen.

*) Der Kordax war (nach Lucian) die niedrigste Gattung der Bacchustänze, und durfte deßhalb bloß in der Komödie auf dem Theater erscheinen, so wie die Emmelia, als die edelste Gattung derselben, bloß in der Tragödie ihren Platz hatte. Er wurde von Personen aus niedern Klassen, als Faunen, Satyren, Silenen, Bacchanten, Waldnymphen, Cyklopen ꝛc. vorgestellt. Das Charakteristische davon bestand in drolligen Bewegungen und Stellungen des Körpers, in äffischen Geberden und näckischen Mienen, mit einer solchen Personagen angemessenen, Grazie verbunden — wenn es ja erlaubt ist, Possierlichkeit Grazie zu nennen. Diese Gattung Tanzes hat daher, meines Bedünkens, in der Tanzkunst eben den Werth und Rang, welchen man in der Malerkunst den holländischen Bauern-Bambocciaten einräumet; so wie der Noverrische Heroentanz den Werth und Rang der großen Raphaelischen Gattung mit Rechte behauptet. Man unterwirft diese Bemerkungen dem Urtheile der kaiserlichen, wie aller anderer Akademien der schönen Künste: denn nur Künstler und Kenner der Künste sind hierin competente Richter.

Über die theatralischen Tänze, und die Balletmeister Noverre, Muzzarelli und Vigano.

Vernunft und Erfahrung lehren uns, daß wir nie einem Trunkenen — wäre er auch unser bester Freund — während seiner Trunkenheit das Tadelhafte des Rausches vorrücken sollen: erst wann die aufgestiegenen Dünste, die sein Gehirn in Gährung gebracht hatten, verrauchet sind, darf man es wagen, ihn an den begangenen Fehler zu erinnern und vor künftigen Rückfällen zu warnen.

Seit einiger Zeit schien mir der **Geschmack** von vielen meiner lieben Landsleuten (zum Glück nur in Absicht auf die theatralischen Tänze) in eine Art von Taumel verfallen zu seyn, der mit einem starken Rausche viele Ähnlichkeit hatte. Doch, wie es bey allen heftigen Aufwallungen ergehet, erging es auch hier; sie wurden nach und nach merklich schwächer, ungeachtet ihre Urheber und Beförderer sich aller möglichen Mittel bedienten, sie immerfort in voller Kraft zu erhalten. Und nun ist endlich der Zeitpunkt eingetroffen, da ihre Wirkung, wegen Entfernung der Ursache *), gänzlich aufhören muß.

*) Herr und Madame Vigano, welche den hier bestrittenen falschen Geschmack in der Tanzkunst bey uns eingeführt hatten, waren damals von der Theaterdirektion entlassen, fanden aber bald nachher Mittel, wieder aufgenommen zu werden.

Dieß wäre also meines Bedünkens, auch der Zeitpunkt, da man es mit weniger Gefahr wagen dürfte, ein unschuldiges Präservativ gegen künftige Geschmacks-Taumel dieser Art zu versuchen.

Hinlängliche Einsicht in das Wesen der Künste, ist das einzige Mittel, unserm Geschmacke diejenige Festigkeit zu geben, die ihn — wenigstens nicht leicht — durch Zufälle, neue Erscheinungen und Moden, schwankend werden läßt. Diese Einsicht zu erwerben, muß man sich mit den besten Kunstwerken, wie möglich, bekannt machen, Betrachtungen darüber anstellen, und besonders Dasjenige, was die bewährtesten Kenner und Lehrer der Künste davon geurtheilt und geschrieben haben, zu Rathe ziehen. Wer das nicht gethan hat, sollte sich wenigstens enthalten, entscheidende Urtheile darüber auszusprechen — Dieses Kunstwerk mit einem einzigen Worte schön, vortrefflich, unvergleichlich, und jenes schlecht, plump, abscheulich zu nennen — diesen Künstler auf den höchsten Gipfel der Ehre zu erheben, und jenen in den tiefsten Abgrund der Schande zu drücken. Zwar verlachet der wahre Künstler solche Schwätzer; es ist ihm sogar lieber, von ihnen getadelt als gelobt zu werden: denn er weiß, daß er sie als Leute zu betrachten hat, die, wann sie urtheilen, den Kopf gleichsam in einer Camera obscura haben, worin sie alle Gegenstände verkehrt, die Obern unten, und die Untern oben sehen; aber solche Plauderer verderben den Geschmack anderer ehrlicher Leute, die gutmüthig genug sind, ihren Urtheilen Aufmerksamkeit zu schenken: und dadurch stiften sie unstreitig Böses, weil sie den Verstand ihrer Mitbürger irre führen.

Die schöne Kunst, wovon hier die Rede ist, hat so wie jede andere, ihre festgesetzten Regeln, die aus der

Natur selbst genommen sind, und deßhalb zu allen Zeiten Gültigkeit behaupten werden. Sie hat ein eben so klassisches Lehrbuch als irgend eine andere Kunst, und der berühmte Verfasser desselben, der in seiner Art einzige **Noverre**, hat durch mehrere Jahre, mitten unter uns, einen großen Theil seiner Meisterwerke verfertiget. Dessen ungeachtet scheinet sein Lehrbuch hier mehr als anderswo vergessen zu seyn. Nur von seinen Balleten wird noch zuweilen — aber meistens von Leuten, die sie gar nicht gesehen, oder nur mit Kinderaugen gesehen haben, Erwähnung gemacht.

Von diesen Balleten, die uns ehedem so vieles Vergnügen brachten, kann ich hier keine beträchtliche Hülfe für meine Absicht hoffen. Die Produkte **dieser** Kunst müssen gesehen, nicht beschrieben werden. Sein Lehrbuch hingegen ist mir für meinen Zweck so unentbehrlich, als einem Fußgänger seine Beine sind. Auf die Grundsätze dieses vortrefflichen Werkes gestützt, will ich — so weit ichs im Stande bin — meine Leser der Wahrheit näher zu führen trachten, und wenn gleich meine Leitung, durch meine Schuld, nicht nach Wunsch ausfallen sollte, so werden sie wenigstens eingestehen, daß ich sie nicht auf Krücken geführt habe.

Alle kritische Betrachtungen über die schönen Künste ziehen natürlicher Weise unsern Blick nach dem entfernten Alterthume hin, von dem sie auf uns gekommen sind. Die Tanzkunst, die bey den Alten in so hohem Werthe stand, scheinet diese Hinsicht noch mehr als jede andere Kunst zu erheischen. Aber Alles, was wir hierüber in den alten Schriftstellern antreffen, ist nur Stückwerk, das bey weitem nicht zureichet, uns einen deutlichen Begriff von der Vollkommenheit zu geben, zu welcher diese

Kunst in Griechenland und Rom gebracht worden ist. Verschiedene Compilatoren, vornämlich die Meursius, Cahusac und du Bos, haben sich Mühe gegeben, die zerstreuten Nachrichten aus den Schriften der Alten zu sammeln, aber alle zusammen — so wie der Ungenannte, der aus allen diesen Compilationen eine Universalcompilation in unsern dießjährigen Theateralmanach zusammen trug — leisteten nicht mehr, als daß sie am Ende ihrer Arbeit ihre Unvermögenheit bekannten, etwas Zusammenhangendes, Etwas von einem theoretischen Werthe, aufzustellen. Der Ungenannte würde vermuthlich seine Arbeit gar nicht unternommen haben, wenn es ihm bekannt gewesen wäre, daß schon vor ihm, **Bürette**, in seinem Memoire sur la dance, sie mit mehr Ordnung und Klarheit verrichtet habe.

Indessen verlieren wir für unsre gegenwärtige Absicht nicht viel dadurch, daß wir von den verschiedenen, unzähligen Arten des Tanzes, deren sich die Alten bey ihren gymnastischen Übungen, gesellschaftlichen Unterhaltungen, gottesdienstlichen Ceremonien, und sogar bey ihren Feldschlachten bedienten, so wenig Deutliches erfahren. Diese Arten waren vermuthlich so verschieden, als der Geschmack der verschiedenen Völkerschaften, die sie ausübten, zumal die Arten der eigentlichen Nationaltänze. Vielleicht hatten die lacedemonischen, thessalischen, istmischen und sicilianischen Nationaltänze nicht mehr Ähnlichkeit untereinander, als jetzt der Menuet, der straßburgische, steyerische und böhmische Tanz. Nur möchte auch damals zuweilen die Mode wechselsweise den Einen allgemeiner gemacht haben als den Andern. Im Vorbeygehen gesagt, deucht es mich, daß die sogenannten Nationaltänze dem Philosophen zu einem guten Grunde dienen können, theils das Temperament, und noch größern Theils

die Kultur und den Geschmack der Völkerschaften nach ihren üblichen Tänzen zu beurtheilen.

In Absicht auf die **theatralischen** Tänze, als um welche allein es uns hier zu thun ist, wird unsere Wißbegierde von den alten Schriftstellern ebenfalls nicht befriediget. Doch sagen sie uns von diesen etwas Mehreres als von den übrigen. Dieß Mehrere haben wir vorzüglich dem Apulejus und Lucian zu verdanken. Durch sie erfahren wir, daß die Alten anfangs dreyerley Gattungen theatralischer Tänze hatten: die **Emmelia**, den **Kordax** und die **Sicinnis**. Der erste und vornehmste, die Emmelia (welches Wort so viel als **edler Anstand** heißt) war ganz heroisch, und wurde bloß zur Tragödie gebraucht. Der zweyte, Kordax genannt, (dieß Wort soll der Nahme eines Satyrs, des Erfinders dieser Tanzart seyn) kam bloß bey der Komödie vor. Sein, der Emmelia gerade entgegen gesetzter Charakter stimmte ganz mit der Sittenlosigkeit der alten Komödie überein, und war deßhalb sehr oft ein Gegenstand des Tadels für die gesittetere Klasse der Zuschauer und Schriftsteller jener Zeit. — Die dritte Gattung, die Sicinnis, (welches Wort eine **erschütternde Bewegung** bedeutet) wurde von den Landleuten, Hirten und Satyren ausgeführt, weßwegen sie auch öfters der **Satyrische** Tanz genennet wurde. Ihr Platz war in den Satyren- und Schäfer-Spielen, welche man gemeiniglich den Tragödien nachfolgen ließ, um durch die muntern Scherze dieser kleinen Theaterstücke das Gefühl der Traurigkeit zu tilgen, welches jene in den Herzen der Zuschauer hinterlassen hatten. Die Sicinnis-Tänzer schienen also ungefähr Das gewesen zu seyn, was jetzt die **Grotesken** sind.

Aber keine dieser drey Gattungen theatralischen Tanzes — und dieß scheine ich mir aus allen auf uns gekommenen Nachrichten des Alterthums behaupten zu können — war Dasjenige, was wir **Ballet** nennen, ich meine, **ein Ganzes durch sich selbst**; sondern sie dienten insgesammt bloß zur Mitwirkung und Verzierung der Chöre, dieses höchst wesentlichen Theiles der damaligen Schauspiele; und die Tänzer hatten dabey eben dasjenige, was die Chöre sangen, durch analoge Schritte, Stellungen und Geberden auszudrücken. Einen — obschon vielleicht nur schwachen — Begriff von dieser getanzten Verzierung der Chöre, von dieser Verstärkung des gesungenen Ausdrucks der Empfindungen, können wir uns nach Demjenigen machen, was wir bey uns selbst im Orpheo, in der Alceste und einigen andern Opern gesehen haben. Ich sage mit Vorbedacht, **einen nur schwachen Begriff**; denn wenn diese Tänze (wie es wahrscheinlich ist) bey den Alten Das waren, was sie nach Noverrs Vorschlag bey uns seyn sollten, so gibt uns freylich Dasjenige, was wir in einigen Opern davon gesehen haben, nur einen sehr schwachen Begriff.

Allein die Alten hatten noch eine vierte Gattung von Theatertänzen, die durch sich selbst ein **Ganzes** ausmachte, und unsern heutigen großen Balleten ähnlich war. Diese Gattung hieß die **Pantomime**. Sie war das beliebteste und berühmteste Schauspiel des Alterthums. „Die Tänzer desselben (sagt uns Cassiodorus) beschäftigten sich kunstmäßig, alle Handlungen der Menschen nach der Natur vorzustellen, und, so zu reden, bloß durch Geberden, Stellungen und Mienen zu malen, ohne vom Gesange, ohne von der wörtlichen Sprache unterstützt zu werden. Denn sie redeten nicht für die Ohren, sondern nur für die Augen, und drückten auf diese Weise unendlich viele

Dinge aus, welche kaum eine Rede oder eine Schrift würden so verständlich gemacht haben.“

Ich werde in der Folge zeigen, daß diese hohe Kraft des Ausdrucks, welche Cassiodorus den Pantomimen beyleget, keinerdings eine Rednerblume, sondern Wahrheit im strengsten Verstande ist. —

Es ist sehr natürlich, daß dieses getanzte Schauspiel später erfunden ward, als die oben angeführten drey Gattungen. Die charakteristischen Eigenheiten der letztern — nähmlich ihre Art, durch Schritte, Geberden und Mienen die Empfindungen des Schmerzes, des Vergnügens, der Angst, der Freude, der Verzweiflung ꝛc. deutlich auszudrücken — müssen nothwendig schon da gewesen seyn, als man den Entschluß faßte, eine ganze Begebenheit oder Handlung, worin wechselsweise alle mögliche Leidenschaften auf die faßlichste Weise ausgedrückt werden sollten, auf der Schaubühne vorzustellen. Indeß waren die Pantomimenspiele schon zur Zeit des Aristoteles bekannt, wie wir es aus seiner Poetik vernehmen. Sie wurden aber erst unter dem Kaiser August in Rom zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Das Wunderbare, so uns Lucian davon erzählet, dürfte wohl ein wenig übertrieben seyn, allein es ist hier nicht meine Sache, Lucians Erzählungen zu prüfen, die ohnehin zuweilen so beschaffen sind, daß man nicht gewiß weiß, ob es ihm Scherz oder Ernst damit war. Vielleicht würde man nicht sehr irren, wenn man sein Gespräch vom Tanze für eine zweyfache Spötterey, sowohl über die zu enthusiastischen Verehrer, als über die zu hastigen Widersacher des Tanzes, betrachtete.

Die Pantomimentänze stellten gemeiniglich Begebenheiten einer Gottheit oder eines bekannten Helden vor.

und führten allzeit die Nahmen des Protagonisten. Es wird meinen Lesern nicht unangenehm und auch nicht ganz unnütz seyn, wenn ich ihnen des Apulejus Beschreibung einer solchen Pantomime, als den vollständigsten Nachlaß des Alterthums in dieser Rücksicht, (nach der Übersetzung eines Ungenannten) hier mittheile. Der Inhalt davon ist das **Urtheil des Paris**, ein Stoff, der seitdem von vielen Balletmeistern und von Noverren selbst behandelt worden ist.

„Der Schauplatz war ein Berg von Holz, jener idäische Berg, welchen Homer in seinem Gedichte so berühmt gemacht hat. Der Bau desselben und seine ganze Zurüstung hatten eine ungemeine Höhe. Überall sah man grüne Büsche und lebendige Bäume auf demselben, gleich als wenn sie da zu Hause wären. Oben auf der Spitze hatte die Hand des Künstlers eine fließende Quelle angebracht, aus welcher ein Bach herunter fiel. Hier und da weideten auch einige Ziegen, und ein junger Mensch stellte dabey den Viehhirten vor. Es war derselbe, weil er den Paris vorstellte, sehr schön angezogen. Über die Schultern hing ein prächtiges schleifendes Gewand, so wie es der phrygische Hirte trägt, herunter, und seinen Kopf hatte er mit einer goldenen Tiare bedecket. Zunächst auf ihn folgte ein Knabe, welcher durchaus nackt gewesen wäre, wenn er seine linke Schulter nicht mit einem kurzen Mäntelchen, wie es sonst die Kinder tragen, bedecket hätte. Dieser nahm sich besonders durch seine gelben Haare aus, und durch die goldenen Federchen auf seinem Hute, welche um der ähnlichen Farbe willen waren angebracht worden, und zwischen den Haaren hervorstanden, und überhiengen. An dem Schlangenstabe und an der Ruthe sah man, daß er der Merkurius seyn sollte. Er trat aber tanzend und mit einer großen Geschwindigkeit, als wenn

er laufen müßte, auf, trug einen vergoldeten Apfel in der rechten Hand, und reichte ihn dem Paris, dem er zu gleicher Zeit den Antrag des Jupiters durch Zeichen mit dem Kopfe bekannt machet. Kaum ist er aber noch damit fertig, so eilt er schon wieder weg, tanzt ein paar Schritte mit einer reizenden Behändigkeit rückwärts, und verschwindet auf einmal aus dem Gesichte. Nach ihm folgte ein Mädchen, das eine ganz artige Miene machte, und in seinem Gesichte viele Ehrbarkeit und Tugend sehen ließ. Es sah dasselbe ungefähr der Göttinn Juno ähnlich: denn es hatte nicht nur eine weiße Diademe auf dem Kopfe, sondern auch einen Zepter in der Hand. Mit ihr, fast zu gleicher Zeit, sprang auch noch ein anderes hervor, das man für die Minerva halten konnte. Seinen Kopf hatte es mit einem glänzenden Helme bedeckt, und um den Helm selbst wand sich eine Krone von Ölzweigen. Es warf einen Schild hoch in die Höhe vor und schwang den Spieß, eben so wie die Göttinn selber, wenn sie in der Schlacht ist und ficht. Außer diesen Beyden trat nun auch das Dritte auf. Dieses nahm sich besonders durch seine sehenswürdige Schönheit aus, und bezeichnete durch seine ambrosische Farbe die Venus, wie sie noch Jungfer war und ihre ganze vollkommene schöne Bildung, über den ganzen Leib nackt, ohne die geringste Hülle und Bekleidung sehen ließ, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß es mit einem dünnen seidenen Schürzchen die durchscheinenden Reize verschattete. Aber dieß Schürzchen wehte ein forschendes Lüftchen bald muthwillig zurück, um durch seine Verrückung das Verschattete aufzudecken *); bald blies es auch aus-

*) Die Leser müssen sich hier keine wirkliche, sondern eine nachgeamte Nacktheit einbilden. Sie dürfen sich nur erinnern, daß bey den Alten — so wie noch jetzt in Rom — nie eine Weibsperson auf dem Theater auftrat.

gelassener, um sich nur so zärtlich, als es konnte, anzudrücken, und die Schönheit des ganzen Gliederbaues malerisch und gleichsam im Umrisse zu verschürzen. Selbst auch die Farbe der Göttinn gab durch die Vertheilung ihrer Schönheit mehr Erhebung. Der Leib war hell und glänzend weiß, weil sie vom Himmel herunter kommt, und wasserblau färbte sich ihr Gewand, weil sie aus dem Meere hervorsteigt. Alle diese Jungfern, welche die Göttinnen vorstellen sollten, hatten ihre eigene Begleitung bey sich. Bey der Juno waren Castor und Pollux. Diese zeichneten sich auf dem Kopfe mit ihren runden Helmen und mit den Sternen auf der Spitze aus. Aber diese Castors waren gleichfalls nur Schauspieler. Dieses Mädchen machte unter einer muthwilligen Simphonie der Flöten ganz gelassen und ruhig einige Schritte vorwerts, geberdete sich in seinen Mienen und Bewegungen ohne angenommenen Zwang, und versprach dem Hirten mit anständigen Zeichen des Kopfes die Herrschaft über ganz Asien, wenn er ihr den Preis der Schönheit zusprechen würde. Aber das zweyte Mädchen, welches, wie man aus der Rüstung schließen konnte, die Minerva vorstellen sollte, hatte zu seiner Bedeckung zween Knaben bey sich, jene zween Waffenträger, welche die Kriegsgöttinn sonst gewöhnlich in die Schlacht begleiten, den Schrecken und die Furcht, und diese tanzten unter allerley Springen mit bloßen Schwertern. Hinter ihnen, auf ihrem Rücken blies ein Pfeifer den Sturmtanz in einer Mischung von tiefen und hohen Tönen, fast wie auf einer Trompete, um dem Tanz Geschwindigkeit und Leben zu ertheilen. Was die Minerva anlanget, so sah man ihr die Unruhe in dem ganzen Kopfe an. Der Anblick in ihren Augen war drohend. Sie tanzte sehr behend unter allerley verwickelten Schwenkungen im Kreise, mit einer muthigen und muntern Geberdung, und gab dem Paris zu verstehen, wenn

er ihr den Preis der Schönheit überlassen würde, daß sie ihn durch ihre Unterstützung tapfer und durch eine große Menge von Siegeszeichen berühmt machen wolle. Aber siehe, die Venus stellte sich voller Anmuth, mit einem allgemeinen Beyfalle der Zuschauer, mitten auf die Bühne, umgeben von einem ganzen Völkchen von muntern kleinen Knaben, in einer angenehmen und lächelnden Miene. Was die kleinen Knaben anlanget, so hätte man sie für wahre Amorn halten können, weil sie so rundlich und fleischigt und so milchweiß waren, als wenn sie eben den Augenblick aus dem Himmel oder Meere geflogen wären. Sie hatten nicht nur kleine, niedliche Flügel und Pfeile, sondern es paßte auch ihre ganze Haltung vollkommen auf ihre ausnehmende Schönheit an. Vor ihrer Gebieterinn her, und mit hellen Fackeln leuchteten sie ihr, gleich als wenn dieselbe zum Hochzeitschmause gehen sollte. Um und um von allen Seiten umgaben sie die schönsten und niedlichsten Kinder von unverheyratheten Mädchen, die reizenden Grazien auf der einen, und die schönsten Horen auf der andern Seite, diese machten das niedlichste Chor von der Welt aus, verstreueten Kränze und Blumen, und schmeichelten ihrer Gebieterinn, der Göttinn der Wollüste, mit den ersten Produkten des jungen Frühlings. Nunmehr stimmte die Simphonie auf den Flöten in feinem und hohen Tone mit einer so süßen Harmonie die Lydische Melodie an, daß die Herzen der Zuschauer in sanften und zarten Empfindungen zerflossen. Selbst die Venus ward dadurch noch liebreizender, und kam allmählich in eine sanfte Bewegung. Die ersten Schritte waren langsam, daß es schien, als wann sie sich noch bedächte. Nur am leichten Spielen der Federn und an den allmählichen Neigungen und Bewegungen des Kopfes merkte man, daß sie zu gehen anfing. Die sanften und weichlichen Töne der Flöten erwiederte sie mit eben so zärtlichen Geberden. Bald lieb-

äugelte sie, bald that sie empfindlich mit den Augen und drohte: ja manchmal tanzte sie nur bloß mit den Augen. Sobald sie aber näher vor den Preisrichter kam, so schien sie durch einen Blick auf ihre Arme zu versprechen, daß sie dem Paris die schönste Frau zur Belohnung geben wollte, eine Frau, die ihr vollkommen ähnlich seyn würde. Und sofort gab der junge Phrygier ihr mit einem bereitwilligen Herzen den goldnen Apfel, den er in der Hand hielt, zum Zeichen ihres erhaltnen Sieges hin."

Diese Erzählung — die, im Ganzen, mir gut übersetzt zu seyn scheinet — ist für uns lehrreicher, als eines unsrer gewöhnlichen Programmen für die Nachwelt seyn wird; weil die letztern gemeiniglich nur die dramatische Eintheilung der Handlung, fast nie die individuelle Ausführung derselben und das Costum der Kleidung so deutlich erklären. Zudem überzeuget sie uns auf eine unzweifelhafte Art, daß wir durch die Bemühungen des berühmten Noverr wirklich wieder in den Besitz des beliebtesten von allen Schauspielen des geschmackvollen Alterthums, gesetzet sind, nachdem dasselbe durch viele Jahrhunderte verloren war; und setzet — als die umständlichste Nachricht, die wir hierüber aus dem Alterthume erhalten haben — uns zugleich in den Stand, uns, ohne weitere Compilationen, von ihrem Verfasser Apulejus, gerade an den Wiederhersteller der Kunst anzuschließen, um von Diesem das Mehrere zu lernen.

Der bequemste Weg nach diesem Ziele deucht mich Der zu seyn, daß wir uns die Mühe nehmen, einen kritischen Blick auf die wesentlichen Grundsätze der Balletkunst zu werfen, diese, so viel es für **Diletanten** nöthig ist, nach der Reihe zu untersuchen, unsere Zweifel von dem Lehrer selbst uns beantworten zu lassen, und in den neue-

sten Balleten, die wir noch frisch im Gedächtnisse haben, Beyspiele zur Beleuchtung unserer Urtheile aufzusuchen. Es versiehet sich, daß wir, Zeit und Mühe zu sparen, uns nicht mit Betrachtungen über Tändelwerke der Kunst, über getanzte und gesprungene Divertissements und Paysannaden abgeben werden. Obschon solche Kleinigkeiten für die Bildung des Geschmacks nicht ganz unwichtig sind, wollen wir uns dennoch nur an das eigentliche **pantomimische Ballet**, welches Noverr la dance en action nennet, und besonders an diejenige Gattung halten, von welcher er sagt: „Der ernsthafte, heroische Tanz ist unstreitig der einzige, der einem Theater anpasset, auf welchem Wohlanständigkeit und Größe herrschen."

Einer der ersten Gedanken, die bey dieser Gelegenheit in uns entstehen können, scheinet mir die Frage zu seyn: **was ist ein Ballet?**

Noverr trägt Bedenken, das Ballet geradezu ein Drama zu nennen, weil dasselbe, vermöge seiner Natur, nothwendig sehr oft von der strengen dramatischen Regel der **Einheiten** abweichen muß. (Unsere neuern Lust- und Trauerspiel-Dichter, deren Werke mehr als irgend ein Noverrisches Ballet von dieser Regel abweichen, sind weniger bedenklich über die Benennung ihrer Arbeiten.) Die dramatischen Einheiten sind bekanntermaßen die Einheit der **Zeit**, des **Orts** und der **Handlung**. Ob er nun gleich den Balletmeister im Allgemeinen von der Beobachtung dieser Regeln freyspricht, so sehen wir doch aus unzähligen Stellen seiner Schriften, daß er diese Freyheit keinerdings eben so auf die letzte (die Einheit der Handlung) wie auf die zwo erstern ausgedehnt wissen will: denn ist die **Simplizität des Plans**, die er so oft anempfiehlt, und die Verbannung aller Episoden, welche

nicht mit der Haupthandlung verbunden sind, nicht ebenfalls, nur unter einem andern Nahmen, anempfolne Einheit der Handlung? — Indessen folget er lieber dem Beyspiel des Aristoteles, und nennt das Ballet nur im Allgemeinen ein **Poem**, welches **Materie**, **Form** und **Figur** haben müsse. Doch behauptet er, daß der Balletmeister alle übrigen Regeln des guten Drama zu befolgen habe; daß eine getanzte Handlung ihren einfachen, deutlichen, an Interesse immer wachsenden Plan, ihre Exposition, Verwicklung und Entwicklung, Verbindung der Scenen, Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten, daß sie mit Einem Worte, alle diejenigen Eigenschaften haben müsse, welche man von einem Drama fodert. Wer da weiß, daß alle diese Foderungen zur Erzeugung der **Illusion** nothwendig sind, und daß der Hauptzweck aller schönen Künste die **Illusion** ist, wird schwerlich etwas gegen dieselben einzuwenden haben.

Da nun unser Lehrmeister der Definition des Aristoteles beypflichtet, wollen auch Wir sie annehmen, und nach ihrer dreyfachen Abtheilung die Gegenstände unserer Untersuchung so ordnen, daß jeder, wie möglich, in der ihm angehörigen Abtheilung vorkomme. In die erste dieser Abtheilungen (**die Materie**) gehört nach Noverrs Erklärung, **der Stoff, das Sujet**, so man vorstellen will; in die zweyte (**die Form**) die sinnreiche **Anordnung** des vorgestellten Sujets; und in die dritte (**die Figur**) die verschiedenen kleinern Theile, welche gemeinsam zur Vollendung des Ganzen beyzutragen haben.

Von der Materie oder dem Sujet.

Noverr sagt in seinen **Briefen über den Tanz**: „Es ist sonderbar, daß man bis jetzt beynah nicht gewußt

hat, wie viele Vorzüge tragische Handlungen vor allen andern, für den pantomimischen Ausdruck haben. Sie geben Anlaß zu großen Gemälden, zu erhabenen und edlen Situazionen und glücklichen Theaterstreichen. Da überdieß die Leidenschaften sich weit stärker und bestimmter in Helden äußern, als in gewöhnlichen Menschen, wird die Nachahmung leichter und der pantomimische Ausdruck stärker, wahrer und verständlicher."

Hier erfahren wir also zu gleicher Zeit die Beweggründe, aus welchen Noverr, oben angeführter maßen, behauptet, daß auf Theatern, wo Größe herrscht, die **heroisch tragische** Pantomime allein zu herrschen verdiene. Darum schließet er aber keinerdings die Gattungen, worin die Leidenschaften in minder starken Wirkungen und Ausbrüchen erscheinen, von der pantomimischen Behandlung aus. Vielmehr hat er selbst uns in allen diesen Untergattungen, z. B. in der bloß zärtlichen, bloß reizenden, bloß tändelnden 2c. unerreichliche Muster aufgestellt. Aber seine Bemerkung ist deßhalb nicht weniger richtig, und seitdem er sie machte, von allen guten Balletmeistern zu einem Hauptgrundsatze der Kunst angenommen. Nur scheinen noch die wenigsten derselben genugsam zu empfinden, daß auch unter den tragischen Sujets nicht alle von gleich gutem Gehalte für die pantomimische Behandlung sind. Die vorzüglichsten sind unstreitig diejenigen, welche dem Künstler die meiste Gelegenheit zu großen, hinreißenden, erschütternden **Gemälden** anbieten. Aber freylich sind eben diese Sujets auch der gefährlichste, so wie der untrüglichste Prüfstein seines Genies. Da er eben so wie der Maler seine handelnden Personen nur durch Geberden, Stellungen und Mienen, mit einem Worte, nur durch Gemälde sprechen lassen kann, muß er, ohne den Pinsel zu führen, ein Maler, ein vortrefflicher Maler, ein vor-

trefflicher Geschichtmaler seyn, wenn er ein vortrefflicher Balletmeister seyn will. „Er muß (sagt Noverr) die guten Maler und ihre verschiedenen Manieren in der **Composition und Ausführung fleißig studieren.** Seine Kunst hat eben den Zweck, welchen die ihrige hat, sowohl in Absicht der Nachahmung, der Farbenmischung, des Helldunkeln, als in Absicht der Art seine Figuren zu gruppiren, zu bekleiden, ihnen Reiz, Charakter, Feuer und Ausdruck zu geben. Kann sich also ein Balletmeister Glück und Ruhm versprechen, wenn er nicht alle Eigenschaften, die den großen Maler ausmachen, in sich vereiniget?“

Leser, die sich nie die Mühe nahmen, diesen Gegenstand in Erwägung zu ziehen, dürften wohl Noverrs Foderungen zu strenge finden: allein sie würden Unrecht haben. Noverr hat in dieser Stelle die größte Schwierigkeit der pantomimischen Malerey, die aber auch den höchsten Gipfel dieser Kunst ausmachet, und worin er selbst ein so großer Meister ist, ganz übergangen. Dieser höchste Gipfel der Kunst sind die großen, **beweglichen** Gemälde, wo öfters dreyßig und mehr Personen, zu gleicher Zeit in Handlung gesetzt, ihre zuweilen höchst verschiedenen Empfindungen und Leidenschaften, durch immer ändernde Geberden, immer wandelnde Gruppirungen, in den richtigsten perspektivischen Verhältnissen, mit Stärke, Deutlichkeit und malerischer Schönheit ausdrücken, und so dem Zuschauer ein Schauspiel darstellen, das **keine** andere Kunst nachzuahmen fähig ist. Und diese Gattung pantomimischer Malerey ist dasjenige, was die oben angeführte Nachricht des Cassiodorus, „daß die Pantomimentänzer der Alten unendlich viele Dinge ausdrückten, welche kaum eine Rede oder eine Schrift würden so verständlich gemacht haben,“ vollkommen bewähret, und sie noch

bewähren würde, hätte Cassiodorus auch ganz unbedingt gesagt, daß weder Rede noch Schrift sie auszudrücken **vermögend** seyn.

Der größte Theil der Zuschauer erkennt freylich nicht die Fülle der Arbeit und Kunst, welche in einem so ausgebreiteten Gemälde lieget. Unvermögend ein Ganzes von großer Composition zu übersehen, geschweige zu beurtheilen, hält er sich immer nur an einzelne Theile; lobt was ihm ungefähr daran gefällt, und tadelt, was nach seiner Meinung anders seyn sollte. Aber doch kann ich hier nicht verschweigen, daß ich bey den Vorstellungen des letzten pantomimischen Ballets wahres Vergnügen hatte, da die Anzahl derjenigen Zuschauer, welche den Werth dieses vortrefflichen Kunstwerks erkannten, so groß war, daß von ihnen jedesmal schon im ersten Akte die zischende Opposition des echten Verdienstes zum schweigen gebracht wurde. Muzzarellis Vorzüge haben sich da in so hellem Lichte gezeigt, daß auch Halbblinde sie entdecken mußten. Wahrlich eine billige Genugthuung für den unverdienten Verdruß, den er seit einiger Zeit zu ertragen hatte! Ich meines Orts schätze den Mann, seitdem ich ihn, das heißt, seitdem ich seine **Ines de Castro** kenne. Zwar hat mich keines seiner nachherigen großen Ballete (ungeachtet ich den **Castor und Pollux** für ein schätzbares Produkt halte) so ganz wie die **Ines** befriediget; aber ich war schon hinlänglich durch Diese überzeugt, daß er Meister in seiner Kunst ist: denn nie wird ein Stümper, oder auch ein mittelmäßiger Kopf (in einer Kunst von solchem Umfange) ein Meisterstück zur Welt bringen. **Otto der zweyte** hat mir die Richtigkeit meines Urtheils vom Muzzarelli bestätiget.

Eine andere Eigenschaft eines guten Stoffes für die Pantomime ist die **Simplicität**. Wenn diese Eigenschaft schon für die recitirte Tragödie (wo alle Dunkelheiten durch das helle Licht der Wörtersprache aufgeklärt werden können, höchst empfehlungswürdig ist, so ist sie es noch weit mehr für die pantomimische; wo alles Complicirte, durch die Schwierigkeit, es durch die dunkle Geberdensprache dem Zuschauer faßlich zu machen, ein sphyngsisches Räthsel wird. Aus diesem Grunde ist jede Person, welche nicht zur Haupthandlung beyträgt, und dadurch entbehrlich wird, fehlerhaft. Ganze Episoden dieser Art sind natürlicher Weise noch verwerflicher. Wenn aber (dürfte man mich fragen) die Personen, welche das Hauptinteresse der Handlung theilen, zu wenige sind, um ein Schauspiel von vier und fünf Akten damit auszufüllen? — Dann erschaffe der Balletmeister sich derselben so Viele, als ihm nöthig sind; nur habe er die Geschicklichkeit, sie so in die Haupthandlung zu verflechten, daß sie sichtbaren Antheil daran erhalten; weil sie dadurch aufhören episodisch oder überflüssig zu seyn. Ein paar Beyspiele werden diesen Satz deutlicher machen. Im **Kaiser Otto** ist weder die Schwester der Adelasia, noch der Bruder des Alaram, aus strenger Nothwendigkeit da. Die Haupthandlung könnte, ohne sie, mit einigen Veränderungen, beynah ganz so vorgehen, wie sie jetzt vorgehet: aber der Meister hat diesen zwo Personen so viel Antheil daran zu geben gewußt, daß der Zuschauer sie unmöglich für entbehrlich halten, unmöglich sich die Frage setzen kann; wozu sind diese Leute da? denn er sieht ihre warme Mitwirkung zum Vortheile des leidenden Ehepaars; er erfreut sich, aus Mitleid für dasselbe, über die liebvolle Thätigkeit dieser Personen, und rechtfertiget dadurch die Dichtung des Balletmeisters. — Ein fehlerhaftes Beyspiel dieser Art liefert uns hingegen das große viganoische Ballet, die **Tochter**

der Luft. Die Nichte des Königs und der Minister Lisia sind ganz episodisch. Ihre Liebschaft stehet nicht in der geringsten Verbindung mit der Haupthandlung; wir sehen sie bey keiner Gelegenheit, weder für, noch wider die Semiramis, oder den Ninus oder den Memnon wirken, wir sehen sie kaum Notiz vom Schicksale dieser Hauptpersonen nehmen. Sie sind also bloß da, um das Leere eines magern Plans auszufüllen, und sind deßhalb fehlerhaft. Zwar kann man wohl aus Demjenigen, was der Balletmeister in seinem **Argomento** von diesen zwo Personen erwähnet, deutlich schließen, daß er durch sie das Herz des Zuschauers gegen die Grausamkeit des Ninus, der ihre Liebe mißbilliget, noch mehr zu empören, beabsichtige: aber wie weit verfehlt er dabey seinen Zweck! Weder dem Tyrannen Ninus, noch dem besten Könige von der Welt, wird es der vernünftige Zuschauer verdenken, wenn er ein, ohne sein Wissen, zwischen seiner Nichte und seinem Minister gepflogenes Liebesverständniß mißbilliget, allenfalls auch viel schärfer bestrafet, als wir es den Ninus bestrafen sehen. —

Außerdem, deucht es mich, hat sich der Pantomimen-Dichter bey der Wahl seiner Sujets beynah ganz nach den Regeln zu richten, welche die gesunde Kritik zu allen Zeiten dem Tragödiendichter vorgezeichnet hat. Die unverbrüchlichsten davon — denn es ist hier nicht der Ort, sie Alle anzuführen — sind, daß das Sujet edel, interessant, und nicht unmoralisch sey. **Edel**, weil die darin handelnden Personen aus einer erhabneren Menschenklasse und deßhalb schuldig sind, auch beym heftigsten Sturme der Leidenschaften charakteristischen Anstand zu zeigen; **Interessant:** weil ein Schauspiel, woran nur bloß unser Auge, nicht auch unser Herz und Verstand Antheil nehmen können, kaum den Werth jeder andrer gefälligen

Gaukeley hat; **Nicht unmoralisch** — hier, glaube ich, sollt es wohl unnöthig seyn, eine Ursache anzuführen? — Und doch wird so oft wider diese Regel gesündiget! Eine der schädlichsten Unmoralitäten eines Schauspiels ist die, wenn darin das Laster triumphiret. Wir sahen dieß — und ich hoffe, mit Mißvergnügen — auf die vollständigste Art in der **Tochter der Luft**, wo ein ausschweifendes, treuloses Weib sich durch einen Königsmord — und zwar unter dem Schutz einer Gottheit — auf den Thron schwinget. Wie gröblich ist hierbey auch die Regel des Horaz übertreten: Non Deus intersit, nisi dignus vindice nodus inciderit. War noch je ein Knoten so unwürdig, von einer Gottheit gelöset zu werden, wie dieser?

Und nun zum Beschluß dieser ersten Abtheilung noch eine Frage — die ich mir aber wegen ihrer zwo ähnlichen Seiten nicht zu beantworten getraue!

Thut der Balletmeister besser, wenn er zum Stoffe eines heroischen Ballets ein Sujet mit einer glücklichen, oder mit einer unglücklichen Peripetie wählet?

Im erstern Falle, nämlich beym glücklichen Ausgange der Handlung, wo die Ballete, auf eine sehr schicksame Weise, sich immer mit festlichen Tänzen schließen, erhält der Zuschauer den Vortheil, daß er das Schauspielhaus mit vergnügterem Gemüthe verläßt; beym unglücklichen Ausgange hingegen, wo der schöne Tanz (la belle dance) der Natur gemäß nicht am Ende vorkommen kann, und daher meistens anfangs angebracht wird, gewinnt er den Vortheil, daß er diesen Tanz mit mehr Vollkommenheit ausführen sieht, weil die Haupttänzer damals noch nicht so ermüdet sind, als sie es im erstern Falle, nach

einer langen, entkräftenden Action nothwendig seyn müssen.

Ich schreite zur zweyten Abtheilung der aristotelischen Definition, **zur Form**, oder der **Anordnung** des **Sujets.**

Wenn Noverr, oder vielmehr die Natur der Sache, zu Gunsten des Balletmeisters, ein paar von den dramatischen Regeln der **Einheiten** für ungültig erkläret, so schreibt er ihm dafür ein paar andere **Einheiten** als unverletzbare Gesetze vor. Die erste davon ist die **Einheit des Zweckes** (l'unité de dessein), kraft welcher alle Scenen, untereinander verbunden, nach einem und demselben Hauptziele abzwecken müssen. Die zweyte, der er zwar keinen Nahmen gibt, aber sie so deutlich beschreibt, daß ich selbst, ohne Bedenken ihr einen ertheilen darf, ist die **Einheit des Tons.** Seine eigenen Worte können am besten zeigen, ob ich das Kind recht taufe.

„Es ist (schreibt er) ein Hauptfehler, entgegen gesetzte Gattungen vereinigen zu wollen, und ohne Unterschied das Ernsthafte mit dem Komischen, das Edle mit dem Niedrigen, das Artige mit dem Burlesken zu vermischen. Diese groben, aber **sehr gewöhnlichen Fehler** verrathen den schwachen Kopf, den Mangel an Geschmack und die Unwissenheit des Balletmeisters. Charakter und Gattung eines Ballets müssen niemal durch Episoden von entgegen gesetztem Charakter und Gattung, entstellet werden."

Diese beyden Vorschriften unsers Lehrmeisters, welche Vieles von demjenigen umfassen, was zur **Form**, oder guten Anordnung eines pantomimischen Sujets gehöret, will ich nun, so weit ich es für unsre Absicht nöthig glaube, im Detail vornehmen.

Die **Einheit des Zweckes**, oder die Forderung, daß alle Scenen nach einem gemeinsamen Ziele hinstreben sollen, ist eine natürliche und billige Forderung; weil jede Scene, die uns nicht dem Hauptzwecke näher bringet, unsere Antheilnehmung von demselben abziehet, sie noch desto mehr davon abziehet, je mehr sie von ungefähr, troz ihres fehlerhaften Daseyns, gefällt. Die Verbindung der Scenen ist daher nothwendig, weil sie so viele Theile eines Ganzen sind, und kein Ganzes, ohne Verbindung aller seiner Bestandtheile, **gut** genennt werden kann. Um aber die Scenen ununterbrochen in Verbindung zu erhalten, ist es unumgänglich nothwendig, alle Auftritte zu **motiviren**: Eine Regel, der sich der Pantomimendichter, wie der dramatische unterwerfen muß, weil sie gleiche Absicht haben, durch **Wahrscheinlichkeit** zu täuschen. Freylich hat es der Letztere hierin um Vieles leichter; durch ein paar Worte setzt er Alles ins Klare. Dafür fordern wir hingegen vom Erstern weniger. Wir sind zufrieden, wenn wir aus Dem, was im Auftritte gehandelt wird, oder aus dem vorhergegangenen, oder auch aus dem folgenden Auftritte erfahren, daß der Gang der Handlung nicht unrichtig, der Zusammenhang des Ganzen nicht getrennt worden ist. Ein bekanntes Beyspiel soll die Sache deutlich machen!

Im **Kaiser Otto** ist der erste Auftritt des zweyten Akts nicht motivirt, und kann es nicht seyn, wie Das bey den ersten Auftritten fast allezeit der Fall ist. Wir sehen eine Trupp Soldaten mit Pomp und fliegenden Fahnen in Parade aufmarschiren; allein die Ursache ist uns unbekannt. Nun aber erscheinet, auf einem prächtigen Wagen, von vielem Gefolge begleitet, die Kaiserinn. Bey ihrem Anblicke erweiset ihr die ganze Trupp mit gesenkten Fahnen, die ihrem hohen Range gebührende Eh-

renbezeugung. Sie steigt vom Wagen herab, und danket mit gnädigen Mienen für die ihr bewiesene Aufmerksamkeit. Der erste Auftritt ist nun hinlänglich motivirt und klar gemacht; allein wir sind jetzt über den Auftritt der Kaiserinn selbst im Zweifel; wir wissen von ihrer Ankunft nichts Mehrers, als daß sie etwas nicht Gewöhnliches bedeute. Der bald nachher von der Jagd zurückkehrende Kaiser löset uns auch diesen Zweifel. Seine freudige Verwunderung und sein zärtlicher Empfang der Kaiserinn, der ihn auf einen Augenblick sogar an die unglückliche Entdeckung der ihm folgenden Tochter vergessen läßt, überzeuget uns, daß die Kaiserinn ihren Gemahl durch einen unerwarteten Besuch in seinem Lager überraschet habe. Alle diese Auftritte sind nun, der eine durch den andern deutlich motivirt und die Scenen in der vollkommensten Verbindung.

Ein höchst fehlerhaftes Beyspiel dieser Art zeiget uns hingegen ein eben so pomphafter, unsre Erwartung spannender Auftritt des Ninus in der **Tochter der Luft.** Dieser König kommt als Sieger auf einem Triumphwagen in eine abseitige Waldgegend, steigt mit seinem General und Liebling Memnon vom Wagen, und geht, auf den Rücken seiner Gefangenen, nach einem Sitze. Hier ist also gewiß unsere Erwartung gespannt! und was geschieht? Die Nichte des Königs und der Minister, welcher während seiner Abwesenheit die Regierung verwaltet hatte, kommen ebenfalls dahin, um — dem Könige, ja noch eh er zu Hause eintrifft, ihre geheime Liebe zu entdecken. Voll Wuth über dieß kühne Geständniß, besteigt er wieder, doch ohne seinen Gefährten Memnon (den er, Gott weiß warum, im Walde zurückläßt) seinen Triumphwagen, und kehrt **auf eben dem Wege**, auf welchem er gekommen war, wieder zurück. Die Fragen: Warum kam

der König im Triumph an diesen öden Ort? Warum ging er, ohne Etwas gethan zu haben, **auf eben dem Wege** wieder ab? hat sich der Balletmeister ganz gewiß nicht gesetzt, aber ganz gewiß setzen sollen. So weit getriebene Unwahrscheinlichkeiten beleidigen nicht nur die Regeln des guten Schauspiels, sie beleidigen den Verstand aller Zuschauer, die sich nicht mit kindischem Blendwerk abfertigen lassen. — Und doch wäre es nicht schwer gewesen, diesen Auftritt — freylich nur sehr schwach — zu motiviren. Man sieht in der Tiefe der Bühne ein Tempelchen der Minerva. Brächte nun der König dieser Göttinn ein Opfer, so könnte der Zuschauer zwey Dinge glauben, die er jetzt nicht glaubt. Erstens: daß der König ex Voto in diese Gegend gekommen sey, und zweytens: daß der Balletmeister einige Kenntniß von den dramatischen Regeln besitze.

Die **Einheit des Tons** betreffend, muß man Noverren nicht weniger vollkommen beystimmen. Aus der Vermischung ganz disparater Theile kann nur **Disharmonie des Ganzen** entstehen. Alle physische und moralische Gegenstände in der Natur überzeugen uns von dieser Wahrheit: wer sie in Dingen des Geschmacks nicht fühlet, kann sicher glauben, daß der seinige nicht genugsam gebildet ist.

Wie lebhaft die Alten diese Wahrheit empfanden, entdecken wir aus allen ihren unnachahmlichen Werken der Kunst. In Absicht auf das Theater haben nur die Franzosen die Ehre, sich an sie anschließen zu dürfen. Wir Deutsche taumeln noch immer in einer Ungewißheit herum, die den Ausgang nicht errathen läßt. In dieser Ungewißheit halten sich unsre Theaterdichter (als politische Köpfe) fest an die Gattung der Zwittergeburten, wodurch

sie sich zu gleicher Zeit mit den Lachern und Weinern abzufinden hoffen. Ich habe seit vielen Jahren keine neue Tragödie aufführen sehen, worin nicht dieser oder jener spaßhafte Ritter einigemal der obersten Gallerie das herzliche Gelächter abgelocket hätte. Den Komödiendichtern glückt es beynah weniger hierin. Dafür wissen sie uns hingegen durch fürchterliche Schilderungen von gehäuften Unglücksfällen und Missethaten, in einem traurigen — aber erbaulichen Ekel zu predigen; und das alte Gesetz: Ridendo corrige! scheinet seit langer Zeit im Codex der Thalia ganz ausgestrichen zu seyn *).

Doch zurück in unser Geleis! — Ein Fehler wider die Regel der **Einheit des Tons**: der in unsern heroischen Balleten sogleich in die Augen fällt, wird durch die **Grotesken** veranlasset. Noverr hat sie aus den seinigen verbannt; und ich wünsche sie nicht weniger verbannt zu wissen — nicht **Sie**, nur ihre Sprünge, welche zu sehr mit dem **schönen Tanze**, der in dieser Gattung des Schauspiels herrschen muß, kontrastiren. Wie gut ihre **Personen** zu gebrauchen sind, sehen wir im **Kaiser Otto**, wo sie als Bauern, vielen und rührenden Antheil an der Haupthandlung haben. überhaupt würde man sich irren, wenn man glaubte, daß ich gegen diese Gattung von Tänzern so unbedingt, wie einige Kunstrichter, eingenommen sey. Sie machen in niedrig komischen Sujets, in vielen Nationaltänzen und in allen Paysannaden die Seele der Ballete aus; und wenn unsere Grotesken überhaupt, ihrer Geschicklichkeit wegen, Lob verdienen, so

*) Es war eine Zeit, da unsre Prediger durch komischen Witz zu glänzen suchten; nun glänzen unsre Komödiendichter meistens durch Bußpredigten. So wechselt alles in der Welt, nur nicht der gesunde Verstand, der bleibet sich immer gleich.

verdienet Madam Venturini, als eine vortreffliche komische Aktrice, die stets Munterkeit und Leben (eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Grotesken) auf die Bühne bringet, noch besonders angerühmt zu werden. Nur die grotesken **Sprünge** also (zumal den ekelhaften Spaccatfall und dergleichen Gauklersprünge) wünschte ich von der heroischen Pantomime ausgeschlossen, ungeachtet Muzzarelli seine Grotesken jedesmal bey schicksamer Gelegenheit, und zu einer Zeit, da sie die tragische Handlung nicht unterbrechen, anzubringen weiß; als zum Beyspiel in der **Ines**, wo sie vor dem Anfange der Handlung, und im **Otto**, wo sie nach dem Beschlusse derselben ausgeführt werden.

Wenn also die gesunde Kritik sich berechtiget glauben darf, die Vergesellschaftung dieser zwo heterogenen Tanz-Arten, Abweichung von der Regel der **Einheit des Tons** zu nennen, was darf sie nicht sagen, wenn sie eine heroisch-tragische Handlung selbst, mit niedriger Spaßmacherey verflochten und gepaaret sieht? wenn z. B. in der **Tochter der Luft**, wo Augen ausgestochen, und Könige gemordet werden, die Hauptperson selbst uns durch Minauderien zu belustigen trachtet, uns unter andern Bambociaten-Zügen durch recht drollige Geberden erkläret, warum ihr ein König lieber sey als sein General? — Oder noch auffallender! wenn man in Viganos **Raul von Grequi**, auf der Einen Seite des Theaters den Helden des Stücks unter den heftigsten Schmerzen über sein Unglück verzweifeln, und auf der andern Seite, den besoffenen Kerkermeister herumtaumeln, und seine Kinder ihn äffen sieht? — Für welche Seite soll sich der vernünftige Zuschauer interessiren, für die tragische oder burleske? — Der große Haufe hat sich natürlicher Weise an die letztere gehalten.

Eine andere wesentliche, in gegenwärtige Abtheilung (von der Anordnung des Sujets) gehörige Regel ist die, daß der Balletmeister nie zur Unzeit Tänze — von welcher Art sie auch seyn mögen — veranlasse; damit er nie durch dieselben das Interesse der pantomimischen Handlung, die allzeit sein Hauptaugenmerk zu seyn hat, schwäche. Meines Bedünkens ist nur Eine Gelegenheit, wo sie schicklich und mit Wirkung angebracht werden können, nämlich bey fröhlichen Ereignissen, weil sie da als natürlicher Ausdruck der Fröhlichkeit, selbst Pantomime werden.

Muzzarelli übertritt niemals diese Regel. Wenn im zweyten Akte des Otto die Kaiserinn und ihre Tochter tanzen, so geschieht dieß aus Empfindung der Freude über ihre erwünschte Ankunft im Lager des Kaisers. Die tragische Handlung wird dadurch nicht unterbrochen: denn, obschon die Exposition derselben bereits im vorhergegangenen Akte geschehen ist, so stehet sie doch itzt still, bis der Kaiser mit den Verhafteten von der Jagd eintrifft. — Eben so ist am Ende der Kerkerscene der Ines, der kurze Tanz aller Anwesenden ein sehr wirksamer Ausdruck ihres Vergnügens über die Aussöhnung und Gnade des Königs. —

Desto weniger findet man diese Regel in Viganos Balleten beobachtet. In der Tochter der Luft zum Beyspiele ladet die ungetreue Semiramis ihren verlaßnen Memnon zu einer heimlichen Zusammenkunft — vermuthlich, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen; denn klar ist da Nichts ausgedrückt. Und was geschieht nun bey dieser gefährlichen Zusammenkunft — im Pallaste des eifersüchtigen, grausamen Königs? Nach einer kurzen Unterredung, die man zwar — wie gesagt — nicht versteht, die aber

zur Qual des verliebten Memnon auszufallen scheinet, tanzet das Paar mit dem größten Phlegma, und zwar so weit auseinander, als die Breite des Theaters es verstattet, das ruhigste, aber seltsamste Pas de deux, das ich jemals gesehen habe; indem immer wechselsweise eine der zwo Personen uns den Rücken zukehrt, wenn die andere uns ihre Vorderseite zeiget. — In eben dem Stücke sieht man alle Schönen des königlichen Harems zu gleicher Zeit ihre Toilette machen. Dieß wäre eine vortreffliche Gelegenheit gewesen, ein reizvolles Gemälde von mannigfaltigen, artigen Attitüden und Gruppen der Schönen, nach der Natur, theils sitzend, theils stehend, und doch alle in Bewegung, dem Zuschauer vorzustellen. Aber was thut Vigano? Er läßt sie Alle, jede ihren langbeschleyerten Turban in der Hand, in gleichen Reihen und Gliedern, eine pathetische Schakonne tanzen, und tanzend, gleichsam nach dem Flügelmann, ihre Toilette machen. Solche Auftritte übertreffen wahrlich alle Erwartung, wenn man auch noch so wenig Vernünftiges und Schönes erwartet hat. Noverr ereifert sich so oft gegen alle **symmetrische** Figuren in der Pantomime, und bestimmet so deutlich die wenigen Gelegenheiten, wo sie allenfalls Platz finden können — sollte es denn noch Balletmacher geben, die Noverren gar nicht gelesen hätten? —

Außerdem muß ich in dieser zweyten Abtheilung (von der guten **Anordnung** eines pantomimischen Sujets) Dasjenige wiederholen, was ich schon in der ersten (von der guten **Wahl** eines solchen Sujets) gesagt habe: nämlich, daß der Balletmeister sich nie einen Abschritt von den Regeln der heroischen Tragödie erlauben soll, wo er uns nicht beweisen kann, daß unwidersprechliche Gerechtsame seiner Kunst ihn dazu autorisirt haben. Alle Verschiedenheit der beyden Schauspiele entstehet aus der Verschie-

denheit ihres **Dialogs**. Ihre Dichter haben einerley Zweck — Furcht und Mitleid zu erwecken, der dramatische durch unser Ohr, der pantomimische durch unser Auge; der Eine trachtet, um unser Herz zu treffen, Situationen, wo die Wörtersprache — der andre Situationen, wo die Geberdensprache, ihre meiste Kraft zeigen kann, **auf eine natürliche Art** herbeyzuführen: und ich glaube mit Noverren, daß der letztere, wenn er sein Handwerk genugsam versteht, es ohne Furcht wagen darf, seine Kräfte mit den Kräften des Erstern zu messen. „Man wird mir vielleicht sagen (spricht Noverr), daß die Schauspieler durch das Mittel der Sprache, durch die Stärke des wörtlichen Ausdrucks, Vortheile über die Tänzer haben; allein haben die letztern nicht die Geberden, die malerischen Stellungen, die Schritte, die Musik, zu Dollmetschern ihrer abwechselnden Empfindungen?"

Daß reizende, ausdrucksvolle, prächtige, gut angeordnete Gemälde, das vornehmste Mittel für den Zweck des Pantomimendichters seyn, habe ich schon oben bemerkt; wie viele Hülfe aber eine gute Musik (die, nach Noverrs Ausdruck, dem Tanze eben so wesentlich ist, als der Wohlredenheit gewählte Worte und Phrasen sind) ihm dabey leisten könne, fühlet gewiß Jeder, dessen Organe in brauchbarem Stande sind. Damit aber die Musik dem Tanze Das auch sey, was Noverr verlanget, muß der Compositor kein simpler Ritornellen-Leyrer, er muß ein Mann von lebhafter Einbildungskraft, von feinem Gefühle, von einer energischen Seele seyn: denn er hat hier heftigere und schneller abwechselnde Empfindungen und Leidenschaften auszudrücken, als in jeder andern Composition. Da Schmerz, Rache, Zorn, Verzweiflung in diesem Schauspiele gleichsam zu Hause sind, und deßhalb viel öfter, und viel dichter aneinander, als anderswo

vorkommen, so ist **Reichthum** am Ausdrucke solcher Leidenschaften, eine unentbehrliche Eigenschaft des Compositors, weil er nothwendig seinen musikalischen Phrasen eben so viele Varietät ertheilen muß, als der geschickte Balletmeister seinen Gemälden zu ertheilen trachtet. Überdem ist es nothwendig, daß Ballet- und Musikmeister in einer eben so guten Harmonie mit einander stehen, als sie ihren Werken zu geben wünschen, und so zu sagen, Arm in Arm nach dem Tempel des Ruhmes fortschreiten. Noverr hat hier in Wien das Glück gehabt, einen Starzer und Aspelmayr zu finden, und Muzzarelli hat an unserm braven Kozeluch einen eben so glücklichen Fund gethan. Die Musik vom **Otto** ist vollkommen dieses vortrefflichen Balletes würdig. Die vielen ausdrucksvollen **beweglichen Gemälde** dieses Ballets (in welcher Art von Malerey ich den Muzzarelli für den **Michel Angelo** der Pantomime betrachte, wie ich den vielleicht korrektern und minder kühnen Noverr stets für ihren **Raphael** erkannt habe) erhalten durch Kozeluchs Musik noch mehr Deutlichkeit und Feuer. Sein zärtlicher Ausdruck ist rührend schön, seine Marsche sind prächtig, und im Ganzen herrscht eine Harmonie, eine Einheit des Styls, die von einem vollkommen gebildeten Geschmacke des Meisters zeugen. Nach meinem Gefühle haben wir seit Wiederherstellung der Ballete keine Musik gehört, die mit dieser um den Vorzug streiten könnte, ob ich gleich die von der Ines de Castro (vom Capuzzi) für sehr schön, und die letzte Scene, von dem Augenblicke an, da Ines die Wirkung des Gifts verspüret, für ein Meisterstück halte.

Sollte ich denn nun auch bey diesem Gegenstande Beyspiele des **Fehlerhaften** anführen? Ich glaube Nein! Die Musik — einige Regeln des Satzes ausgenommen — ist bloß Wesen der Empfindung: und wer

hält nicht seine eigenen Empfindungen für die richtigsten? — Doch will ich aus Liebe für den gesunden Verstand, (nicht für meine Empfindung) ein paar musikalische Fehler dieser Gattung bemerken, welche, weil sie unleugbar gegen den Verstand sind, schwerlich Vertheidiger finden werden. Der erste lieget in der prächtigen Ouvertüre des viganoischen Ballets, **Das übel gehütete Mädchen**, welche in dem höchsten gluckischen Style geschrieben, nichts minders als eine der erhabensten Tragödien ankündiget, und — eine niedrige **Paysannade** zur Nachfolgerinn hat. Der Zuschauer muß sich dabey, er wolle oder wolle nicht, an das parturiunt montes, erinnern. — Das zweyte, noch mehr auffallende fehlerhafte Beyspiel gibt uns die beliebte Kerkerscene im **Raul de Crequi**, von der ich einer andern Ursache wegen schon oben sprach. Auf der Einen Seite der in der Mitte getheilten Schaubühne sieht man den Helden des Stücks unter den heftigsten Schmerzen über sein Unglück verzweifeln, und auf der andern Seite — natürlich nach eben derselben Musik — den besoffenen Kerkermeister herumtaumeln, und seine Kinder ihn äffen. Welche musikalische Phrase ist auf eine solche Vorstellung anwendbar? Die Regel des Musikmeisters ist, in Scenen, wo mehrerley Leidenschaften im Streite sind, diejenige, welche am allgemeinsten herrschet, durch seine Töne auszudrücken: welche soll er wohl hier für die herrschende betrachten? und wie kann er Eine dieser ganz disparaten Empfindungen ausdrücken, ohne daß die entgegengesetzte eine lächerliche Parodie seiner Phrase werde? — Aber was bekümmert das diesen Balletmeister! Tutto é buono! sagte König Axur: und siehe, es war Alles gut. —

Nun bliebe mir also noch übrig, dem Leser meine Gedanken über diejenigen Gegenstände mitzutheilen, wel-

che in der dritten Abtheilung der aristotelischen Definition (der **Figur**) ihren Platz finden. Noverr begreifet hierunten die verschiedenen Theile (versieht sich, die accessorischen Theile) welche zur guten Zusammensetzung und Vollendung des Ganzen gehören. Einige davon sind wichtig, weil sie dem Ganzen mehr Schönheit und Leben, Andre, weil sie ihm mehr Wahrheit ertheilen. Ich werde die bemerkungswürdigsten davon in drey kurze Abschnitte zu bringen suchen, wovon der erste Etwas von den **Choreographischen Figuren** — Der zweyte, Etwas von den **Regeln des Tänzers** — und der dritte Etwas über **das Kostum** enthalten soll.

Erster Abschnitt. Die Choreographie ist die Kunst, vermittelst mancherley Zeichen den Tanz zu schreiben, wie man vermittelst anderer Zeichen, welche Noten genennt werden, Musik schreibet. Noverr verwirft diese Kunst, wie sie jetzt beschaffen ist, als unnütz und nachtheilig; zeiget aber zu gleicher Zeit, durch welche Mittel sie nützlich gemacht werden könnte. Sein Räsonnement hierüber, welches eben so weitläuftig als gründlich ist, mag man bey ihm selbst nachlesen. Indeß kann die Choreographie, auch wie sie jetzt beschaffen ist, dem Balletmeister, da wo es nur um die Bezeichnung der Aktion, des Ausdrucks, der beweglichen Gemälde, zu thun ist, ganz wohl zu statten kommen. Und in dieser Rücksicht nenne ich die Triumphaufzüge, die Truppenmarsche, die symmetrischen Tänze der Figuranten, die Contratänze und dergleichen, **choreographische** Figuren. Obschon diese Bewegungen und Evolutionen nicht zur Haupthaudlung mitwirken, so tragen sie doch — mit Geschmack ausgeführt — ungemein viel zur Verschönerung des Ganzen bey. Die vorzüglichsten Absichten des Balletmeisters müssen dabey seyn, daß sowohl ihre Eigenschaft, als ihr Tempo (des geschwindern

oder langsamern Vollzugs) der Gelegenheit anpasse, bey welcher sie gebraucht werden; und daß sie dem Auge des Zuschauers gefällig seyn. Wir haben im **Otto** zwo verschiedene Truppenevolutionen gesehen, welche vortrefflich sind, und nach denen wir zuverlässig künftige Evolutionen (bey gleichen Gelegenheiten) beurtheilen können. Die erste ist, der Aufmarsch der Soldaten zum Empfange der Kaiserinn; und die zweyte, der Aufmarsch derselben auf dem Richtplatze. Beyde sind, ihrer Eigenschaft und dem Tempo nach, den Gelegenheiten vollkommen angemessen, und dem Auge, zumal die erstere, ausnehmend gefällig. In der **Tochter der Luft** sahen wir ebenfalls ein paar Figuren dieser Art. Die erste ist der Triumphsaufzug des Ninus. Bey diesem bemerkte man allzeit einige Stöße und Gegenstöße der Marschirenden, welche, wenn die Figur wirklich schön gewesen wäre, dem Auge des Zuschauers mißfallen mußten. Einigermaßen verdienet wohl ein Balletmeister bey allen großen Bewegungen mehr Nachsicht auf unsern Theatern, als auf andern. Das Eine hat so wenig Tiefe und das Andre so wenig Breite, daß der Meister sehr oft in Verlegenheit gerathen muß. Worüber ich aber die Evolution, von der hier die Rede ist, noch tadelhafter fand, das war ein kindisches Blendwerk, das am Ende derselben angebracht ward. Sobald der Triumphwagen des Königs den Vordertheil der Bühne erreichet und **Halt** machet, muß **vor** demselben nichts mehr geschehen, das ihn unserm Auge entzieht; denn unsre Aufmerksamkeit ist nun auf ihn allein gerichtet. Hier fand aber Vigano für gut, ein ganzes Glied der Garden, von der linken Seite des Theaters nach der rechten, und eines von der rechten nach der linken, **vor** dem schon stehenden Triumphwagen her, dicht neben einander kontremarschiren zu lassen. Wozu diese unzeitige Bewegung? — sicher nur, gewisse Zuschauer, denen diese Art von Contremarschen

allzeit gefällt, zu vergnügen. Dafür ward er auch jedesmal mächtig beklatscht. — Die zweyte fehlerhafte Evolution geht in der Scene vor, wo Ninus die Semiramis dem Volke als Königinn vorstellet. Die Garde, die vorher kommt, marschirt in zwey Gliedern, die so lang sind, als das Theater tief ist, **in ganzer Front**, von der rechten Seite desselben nach der linken, und herstellet sich dort in einem geschwinden Tempo. Solche Figuren des Exercierplatzes sind untheatralisch. —

Alle jene symmetrische Tänze der Figuranten, welche insgesammt man füglich durch den allgemeinen Nahmen: getanzte Chöre, bezeichnen könnte — alle sogenannte **Annoncen**, deren Bestimmung es ist, den Zeitraum zwischen den **schönen Tänzen** auszufüllen, müssen ebenfalls, in Absicht ihrer Figuren, ihres Geberdenspiels und ihres Tempo, die Einen, der Gelegenheit, bey der sie gebraucht werden, die Andern, dem Charakter des schönen Tanzes, den sie begleiten, entsprechen.

Der **zweyte Abschnitt**, die Regeln, oder die Kunst des Tänzers betreffend, würde überaus weitläuftig werden, wenn ich mehr als dasjenige davon anführen wollte, was jedem Liebhaber des Theaters zu wissen höchst nöthig ist, damit er vor schiefen, oft sehr ungerechten Urtheilen bewahret werde. — Alle die Kenntnisse vom Pantomimentänzer zu fordern, welche Lucian fordert, wäre noch um Vieles zu viel, wenn die Welt sich auch begnügen wollte, in jedem Jahrhundert nur Einen guten Tänzer zu sehen. Noverr ist hierin mäßiger als der alte Satyriker, fordert aber doch weit mehr, als der größte Theil dieser Künstler gemeiniglich leistet. Nach seinen Vorschriften ist Kopf und Studium das erste und vornehmste Bedürfniß des Tänzers, das zweyte sind erst seine Beine.

Er muß, gleich dem guten Akteur des **recitirten** Schauspiels, Kenntnisse der Litteratur, zumal der theatralischen besitzen, und, gleich jenem, den Ton und die Manieren der guten Gesellschaft sich in hohem Grade eigen machen: weil von zween Akteurs, welche von der Natur mit ganz gleichen Talenten begabet sind, gewiß allzeit derjenige, der am meisten aufgeklärt und gebildet ist, mehr Geist und Leichtigkeit in sein Spiel bringen wird. — Nichts kann gegründeter seyn als diese Forderung, und nichts ist einleuchtender, als die Nothwendigkeit, daß der Pantomimentänzer, Akteur, ja vortrefflicher Akteur sey; denn die Aktion ist bey ihm nicht Begleitung der Rede, sie ist die Rede selbst. Da er oft in einer Rolle Zärtlichkeit, Sanftmuth, Ernst, Eifer, Hastigkeit, Zorn und Wuth zu reden hat, muß er alle diese Gradationen der Empfindung oft in seiner Seele erwogen, gefühlt, sie dort nüancirt haben, eh er sie durch seine Geberden und Mienen in das Herz seines Zuschauers zu reden vermag: und dann wird noch bey einigen derselben Grazie, bey andern Stärke, und bey allen Schönheit des Ausdrucks erfordert. Kann ein Tänzer hoffen, sich alle diese Eigenschaften ohne Studium, ohne Fleiß, ohne Weltkenntniß zu erwerben? —

Hat nun der Tänzer seinen Verstand, und mit diesem seinen Geschmack hinlänglich gebildet, so wird er ganz gewiß durch Hülfe einer ununterbrochnen Übung, auch mit dem mechanischen Theile seiner Kunst weit besser, als einer seiner minder unterrichteten Kunstgenossen, zurecht kommen. Er wird seinem Körper bey allen Bewegungen — er habe nun heftige oder ruhige Empfindungen, oder bloß Schönheit auszudrücken — die angemessenen Richtungen, Wendungen, Beugungen geben, Kopf und Arme werden stets mit der Richtung des Körpers harmoniren,

seine Physionomie wird allzeit Wahrheit sprechen, und seine Schritte werden dieser Wahrheit und der Würde der Person, die er vorstellet, entsprechen. Ein solcher verwechselt gewiß nicht (wie Noverr sagt) Kälte mit Anstand, Minauderie mit Grazie, Vielheit der Geberden mit Aktion, Plumpheit mit Naivetät, Ungestüm mit Feuer, und Verzerrungen des Gesichts mit lebhaftem Ausdruck der Seele. Er wird sich bey jedem Anlasse des wohlgemeinten Zurufs seines Lehrers erinnern. „Söhne der Terpsichore! verabschiedet die vielen Capriole, Entreschats und erkünstelten Schritte! verlaßt die **Minauderie**, um euch den naiven Grazien, den Empfindungen und dem Ausdrucke zu widmen! wendet euern Fleiß auf die **noble Pantomime**; vergesset nie, daß **Sie die Seele eurer Kunst ist!** und bringt überlegung und Verstand in eure Pas de deux, damit Schönheit und Genie eure Schritte und Bewegungen bezeichne!“

Alle diese noverrischen Regeln sind zu klar, als daß sie des geringsten Zusatzes bedürften. Nur ein einziger Wink, der wiederholt darin vorkömmt, scheinet mir bey dem Umstande, worin wir uns vor kurzer Zeit befanden, und zum Theil noch jezt befinden, erheblich genug zu seyn, daß ich ihn nicht ganz übersehe. Noverr erklärt sich bey allen Gelegenheiten gegen die **Minauderie**, und warnet seine pantomimischen Schüler, sie nicht mit der **naiven Grazie** zu verwechseln. Was ist denn nun aber Naivetät? und was ist Minauderie?

Naivetät des Akteurs ist, meines Erachtens, simpler, aber gefälliger Ausdruck eines äußerst aufrichtigen und arglosen Herzens! — Und **Minauderie?** die Karikatur dieses Ausdrucks! Das **Simple** des Ausdrucks wird Karikatur, wenn es in das Alberne — und

das **Gefällige** des Ausdrucks wird Karikatur, wenn es in das Burleske ausartet, weil so der Akteur die arglose Aufrichtigkeit, welche er ausdrücken soll, beym ersten Falle, in Dummheit, und beym zweyten, in Spaßmacherey verwandelt.

Ich will, wie ichs bisher immer that, auch diesen Umstand durch bekannte Beyspiele beleuchten, und diese insgesammt aus den Rollen der Mad. Vigano selbst nehmen, welche sich durch diese Art mimischen Spieles, einen so lauten Beyfall bey uns erworben hat.

Madam Vigano zeigte sich uns das erstemal als eine **Waldnymphe** (Dryas) und ihr Gatte — vermuthlich, nicht gewiß — als ein **Faun**, denn die Schritte des **hohen Ernsthaften**, die er mitunter anbrachte, charakterisirten keinen Faun; er selbst aber wollte uns bey keiner Gelegenheit bekannt machen, was er vorstellte. Dieses Pas de deux gefiel allgemein, und mußte aus mehr als Einer Ursache gefallen. Die Gattung, die in sich reizend ist, hatte — für Uns — auch den Reiz einer ganz unbekannten Neuheit. Mad. Vigano hat die Bewegungen dieses Charakters, worin sie die antiken Gemälde — vielleicht eine andere Tänzerinn — kopiret, ganz in ihrer Gewalt. Ihr hübsches Gesicht scheinet für diese Art des Ausdrucks eigens gebildet zu seyn. Einige unbewegliche Attitüden, die das tanzende Paar, vereinet, nach recht artigen Umrissen vorstellet, bringen angenehme Abwechselung in das Ganze; und die Nacktheit, so Mad. Vigano in ihrer Kleidung täuschend nachahmte, wirkte vielleicht noch mehr als alles übrige, auf die Sinne eines großen Theils der Zuschauer. Dieß ganze Pas de deux ist voll von wahren Zügen naiver Grazie — naiver Grazie des **Charakters**, den die Tänzerinn vorstellet. Ein Maler, der eine

Charakteristik von allen Bewegungen, Stellungen und Mienen einer Waldnymphe malen wollte, könnte sich hier sehr viel malerisch Gutes für seine Absicht einsammeln. Aber eben so wie in diesem beliebten Pas de deux eine Menge echte Züge von Naivetät vorkommen, so enthält es auch hie und da ein auffallendes Beyspiel von **Minauderie**. Das Augenspiel der Dryas nach dem Parterr gehört ganz gewiß nicht zur Kathegorie der naiven Grazie; auch einige ihrer Bewegungen fallen zu sehr in das Burleske, als daß ein Maler von feinem Geschmacke sie als Muster des Naiven würde nachahmen wollen; und der Ausdruck der Empfindung, welche sie gleich anfangs äußert, da sie tief athmend, mit hochgeschwelltem Busen und starren Augen, sich nach ihrem Geliebten sehnet, ist nicht Ausdruck naiver, unschuldiger Sehnsucht, es ist Ausdruck einer nicht unschuldigen Brunst *).

*) Noch robuster schilderte sie diese Empfindung im übel gehüteten Mädchen, da sie ihren Geliebten in einem Strohschober versteckt fand. — Ich wundere mich sehr, daß der gewissenhafte Kunstrichter, welcher sich nachher gegen die nachgeahmte Nacktheit an den spartanischen Ringern (in dem Ballet: der Raub der Helena) ereiferte, und sie für unsittlich erklärte, kein Wort gegen das unsittliche Geberdenspiel erwähnte. Er hat sich dadurch doppelt versündiget, nämlich per peccatum Commissionis et per peccatum Omissionis. Nachgeahmte Nacktheit — in so weit sie in allen Bildergallerien, auf öffentlichen Plätzen und selbst in den Kirchen, in und außer Rom, geduldet wird — kann auch auf dem Theater nicht unsittlich seyn. Aber es gibt Ausdrücke eines gewissen Affekts, in Stellungen, Affekten und Mienen, welche kein vernünftiger Maler oder Bildhauer, der ein Werk zur öffentlichen Ausstellung bearbeitet, nachahmen wird, weil sie — sogar an ganz bekleideten Figuren — obscen sind. Und über diese hätte der gewissenhafte Herr Kunstrichter mit mehr Recht und moralischem Nutzen sich ereifern können.

Indeß verdienet Mad. Vigano in Absicht auf dieß Pas de deux vieles Lob — verdienet es desto mehr, weil (vielleicht dem Rathe Noverrs gemäß) sie sich selbst genau geprüft zu haben scheinet, ehe sie sich auf diese Gattung verlegte, in welcher allein sie Glück machen konnte. Es wäre ihr nur zu wünschen, daß ihr Gatte sich eben so gut wie sie in das von ihr gewählte Fach einpaßte, und ihr gefälliges Mienenspiel mehr durch das seinige unterstützte. Er ist zwar mehr Tänzer als sie, aber die Physionomie, die in dieser Art von Pantomime **sprechen**, in munterem Tone sprechen muß, ist an ihm gänzlich stumm — für Mich wenigstens, dem der Himmel die Gabe der **Argonauten** (welche das Holz ihres Schiffes sprechen hörten) nicht mitgetheilet hat.

Es gibt noch eine andere Art des burlesken Ausdruckes, welche Mad. Vigano, mehr oder weniger, in allen ihren Rollen anbringet. Das Wort, Minauderie, würde diese Art zu schwach bezeichnen; ihre richtigste Benennung ist: **Äfferey**, weil sie ganz aus der Natur des Affen entlehnet ist. Dahin gehören, nebst dem **Zähneblecken**, alle die zu schnellen Wendungen, oder vielmehr **Würfe** des Kopfs, die man nur an Affen, oder allenfalls an Automaten siehet. Es sind wohl Fälle, die es auch an dem Menschen natürlich machen können, daß er seinen Kopf mit übertriebener Geschwindigkeit von einer Seite zur andern werfe: allein wir müssen allzeit dabey gewahr werden, daß eine gültigere Ursache, als die Absicht Spaß zu machen, ihm diese übertriebene Geschwindigkeit **abzwinge**: erlaubt er uns nur den geringsten Verdacht des Gegentheils, so muß er uns auch erlauben, daß wir seinen Spaß für Äfferey erklären. Eben dahin gehört auch der zu schnelle Absprung aus einer ruhigen Stellung, das plötzliche Aufspringen von einem Sitze,

oder das zuschnelle Niederfallen zur Erde, wenn — wie gesagt — nicht andre Bewegursachen, als der Kitzel Gelächter zu erwecken, es sichtbarlich motiviren. Daß der große Haufen solchen Fehlern fast allzeit seinen Beyfall zuschreyet, ist bekannt: darf aber Das den guten Akteur, die gute Aktrice, die Mad. Vigano (in ihrer Gattung) wirklich ist, zu Fehlern verleiten? —

Und nun nur noch eine kleine Bemerkung über den Irrthum vieler ungemäßigter Bewunderer der Viganoischen Kunst. Ganz bezaubert von ihrer Aktion, schienen diese nach und nach in den sonderbaren Wahn zu verfallen, daß keiner andern Art von Aktion die Benennung: **Pantomime** gebühre, als der ihrigen. Ich selbst hörte mehr als einmal den unerwarteten Ausspruch: „die Mariatti *) ist ganz gewiß mehr Tänzerinn als die Vigano, allein wie weit wird sie von der letzteren in der **Pantomime** übertroffen!" Der kleine Zusatz: **in der niedrig komischen** Pantomime, hätte diesem schiefen Urtheile Wahrheit ertheilen können; aber, ohne diesen Zusatz, könnte das Urtheil wohl ungerechter seyn?

Mlle. Mariatti hat, nach Noverrs Lehre, ihren Fleiß auf die **noble** Pantomime, welche die Seele ihrer Kunst ist, nicht auf die niedrig komische verwendet, und hat öfters — besonders als Kaiserinn im **Otto** — bewiesen, daß sie ein unterscheidendes Talent für diese **edlere** Gattung besitze; aber es ist nicht ihre Schuld, daß es so manchen Zuschauer gibt, dessen burleske Seele nur

*) Weil Mlle. Mariatti mit der Mad. Vigano zugleich debütirt hat, und in allen viganoischen Balleten mittanzte, mußte sie sich öfters zu dieser sonderbaren Vergleichung brauchen lassen.

an den Possierlichkeiten einer Waldnymphe, nicht auch an dem edeln Anstande einer wohlerzogenen Person, an der erhabneren Art von Grazie einer Prinzessinn, Behagen findet. Beyde Gattungen haben ihren eigenthümlichen Werth, aber nur der Zuschauer, der für Beyde hinlängliches Gefühl hat, weiß jeder ihren Rang anzuweisen, jeder in richtigem Maße Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zum Unglück für die schönen Künste überhaupt — nicht nur für die Tanzkunst — machen die Zuschauer dieser Art nur eine sehr kleine Zahl von einer sehr großen aus; und diese kleine Zahl, was kann sie bessers thun als schweigen, so lange die große schreyet, und etwa die Zeit abwarten, da diese sich heischer geschrien hat, um dann in dem günstigen Augenblick der Ruhe, ein Wort zum Vortheil des guten Geschmacks zu versuchen? Ich will es hier versuchen dieses Wort — nicht um die Sache der Mariatti gegen die Vigano, sondern um die **edlere Gattung** der Mariatti gegen die viganoische zu vertheidigen. Eine Vergleichung zwoer, ziemlich ähnlicher Situazionen aus beyden Gattungen, wird meine Idee deutlicher machen. Die Eine dieser Situazionen nehme ich aus dem Anfange des viganoischen Pas de deux, da die Dryas mit zärtlicher Sehnsucht ihren Geliebten erwartet und dann bey seinem Eintreffen ihre Freude ausdrücket. Die andre, ziemlich ähnliche Situazion befindet sich im **Otto**, da die Kaiserinn mit gleicher Zärtlichkeit den Kaiser erwartet, und bey desselben Ankunft nicht minder ihre Freude an den Tag leget.

Das Spiel der Mad. Vigano ist im Anfange ihrer Scene vortrefflich. Jede ihrer Empfindungen malet sich in ihren Augen und Geberden mit starken, zum Theil auch reizvollen Zügen; und wenn gleich (wie ich oben sagte) in einem einzelnen Ausdrucke das heftige Temperament ei-

ner Waldnymphe gar zu getreulich nachgeahmt wird, so ist doch das Ganze bis zur Ankunft des Geliebten durchaus wahr, artig und lebhaft vorgestellt. Wer sollte glauben, daß diese lebhafte Vorstellung durch die Ankunft des so sehnlich erwarteten Geliebten geschwächt werden könnte? Und doch war dieß die Wirkung, welche sein unbeseeltes Spiel und die Todheit seiner Physionomie auf mich machten, und welche sonder Zweifel die fehlerhafte Composition, bald nachher auf die feurige Dryas selbst machet, wann sie auf einmal den lebhaften Äußerungen ihres Gefühls Einhalt thun muß, um mit dem Geliebten, durch mehrere Takte, eine unbewegliche, bloß **zierliche**, aber nicht Liebe oder Freude ausdrückende, Statue vorzustellen — eine Statue, die wahrlich, ihrer anhaltenden Ruhe wegen, **diesem** Augenblicke nicht anpassend ist. Indeß gefiel die Attitüde *) allgemein, und man nahm die ganze Stituation mit dem lautesten Beyfall auf.

Wie kömmt es nun aber, daß die ähnliche Situation im **Otto**, nämlich das Zusammentreffen des erwarteten Kaisers mit seiner Gemahlinn und Tochter, diese Situation, welche in dem edelsten Style, ganz nach **Mengsens** Begriffen von der Schönheit, ohne der Kritik die mindeste schwache Seite zu zeigen, ausgeführt wurde, beynah ganz unbemerkt blieb? Man nehme sich die Mühe, in diesem Auftritte alle Bewegungen und Mienen der drey handelnden Personen zu beobachten, und urtheile dann, ob sie nicht alle wahr, alle den Charaktern angemessen, alle schön, **erhaben schön** sind, und durch den edeln musikalischen Ausdruck einen noch höhern Grad

*) Man nannte diese Art von Stellungen gemeiniglich Gruppen, aber diese Benennung ist unrichtig; denn eine Gruppe muß mehr als zwo Figuren in sich enthalten.

der Schönheit erhalten. Besonders verdient hier Mlle. Mariatti über die Noblesse ihres Spiels angerühmt zu werden. Aber leider, werden bey uns die meisten Schönheiten dieser Art von Pantomime (welche Noverr die Seele der Kunst nennet) gänzlich übersehen, indeß oft über eine possenhafte Geberde, die kaum einer Kellnerinn würdig wäre, hundert stentorische Stimmen ihr Bravo! erschallen lassen. Beydes zusammen beweiset klar, daß bey uns der Geschmack für das **Edlere** in den Künsten noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hat; daß selbst die wenigen, die er vor ungefähr zwanzig Jahren wirklich geschlagen hatte, seit der Zeit verdorret sind. Für eifrige Kunstfreunde ist das freylich eine unangenehme Überzeugung! — Doch, sie mögen, fleißigen Gärtnern gleich, auf neue Pflanzungen bedacht seyn! Wir hingegen wollen unsern kritischen Blick auf den **mechanischen** Theil des theatralischen Tänzers wenden!

Auch dieser Theil der Kunst ist dem guten Tänzer so wesentlich, daß derselbe (nach Noverrs Ausdruck) gleiches Studium auf seinen Geist und auf seinen Körper verwenden und beyde mit einander zum Gegenstande seiner Betrachtungen machen muß. „Der Gattung, welche sich der Tänzer, entweder seines natürlichen Hanges oder seines Wuchses wegen, für seine vorzügliche wählet, muß er sich auch mit vorzüglichem Fleiße widmen. Dieser Gattungen sind, nach Noverren, drey: die **ernsthafte heroische**, die ganz den Charakter der Tragödie an sich hat — die **vermischte**, halb ernsthafte, die man gemeiniglich demi Charactere nennet, und die der edlern, hohen Komödie gleichet — und endlich die **groteske** Gattung, die ihre Züge aus dem lustigen, niedrig-komischen Schauspiel entlehnet, und die, da sie wenig **spricht**, sehr uneigentlich, meistens Pantomime genennet wird." So wie jede

dieser Gattungen ihre eigene Charakteristik in Absicht des Mienenspiels hat, so hat sie dieselbe auch in Absicht der Bewegungen und Schritte. Zwo aneinander grenzende Gattungen können bisweilen, doch mit Maß, Spiel und Schritte von einander entlehnen, aber nie die erste von der letztern, denn dieß ist allzeit ein Fehler wider die Einheit des Tons, welcher das Hohe der Kunst herabsetzet und den guten Geschmack beleidiget. In Viganos heroischen Balleten muß dieser Fehler nothwendig immer vorkommen, weil der niedrig-komische Tanz gerade die Gattung des ersten Paares ausmachet. Wir sahen dieß sogar in der höchst tragischen **Tochter der Luft**, da Vigano als König von Assyrien sich durch mehrere Takte, so schnell als ein Wetterfähnchen beym Sturmwind, auf Einem Fuße herumdrehte, und so mit seiner fliegenden Tunica, zur größten Lust der obersten Gallerie, ein Rad formirte *). Der **schöne Tanz**, den er uns doch gewiß damals zeigen wollte, duldet keinerdings solche niedrige Blendwerke. Er verstattet wohl, daß der Tänzer sich auf Einem Fuße herumdrehe, aber das muß weder so geschwind, noch so oft geschehen, wie es Vigano that. Harmonie und Schönheit des ganzen Körpers, nicht Geschwindigkeit und Stärke, müssen die Bewegungen des schönen Tanzes bezeichnen. Auch Mad. Vigano hat uns als Königinn Semiramis ein ganz unkönigliches Solo vorgetanzt. Ihre nachsichtsvollen Gönner entschuldigten sie zwar, mit dem Umstande, daß sie in so kurzer Zeit aus einer Wilden eine Königinn geworden sey: allein, da sie durch die Macht der Venus im zweyten Akte schon Liebesbriefe schreiben kann, warum sollte sie im fünften nicht auch tanzen können? Ihr Solo beleidiget die Einheit des Tons

*) Man könnte um Vieles wetten, daß Vigano hierin den Tanz der Krainerischen Bauernmägden nachahmet.

noch desto mehr, da die subalterne Prinzessinn Irene bey eben dieser Gelegenheit, wie billig, in hohem Style tanzet. —

Damit ein Tänzer die verschiedenen Arten der Bewegungen und Schritte wohl unterscheide, sind ihm richtige Begriffe von der Maler- und Zeichner-Kunst höchst unentbehrlich. Oftmalige Betrachtungen der besten Gemälde können ihm hierin so nützlich werden, als Unterricht und Bücher. Auch wird der gute Maler oder Zeichner viel eher als jeder Andre, die Fehler eines Tänzers bemerken, und der gute Tänzer eher als jeder Andre die Fehler eines Malers, in Absicht auf Ausdruck und Stellung der Figuren, entdecken. Sollte einige Kenntniß hievon — wenigstens in einem gewissen Grade — nicht auch dem Zuschauer nöthig seyn, wenn er Werke der Kunst — ich will nicht sagen, beurtheilen, wenn er sie nur genießen will? die schönen Künste sind alle Schwestern, deren Physionomien sich ungemein gleichen, aber man muß doch wenigstens Eine davon in der Nähe gesehen haben, um zu wissen, ob sie wirklich, und wodurch sie schön sind.

Wollte sich übrigens Jemand durch ein bequemeres Mittel, und zwar im Theater selbst, Gefühl und Auge für die Kenntniß und den Genuß des hohen heroischen Tanzes bilden, so kann derselbe allerdings, nach und nach, auch bloß durch fleißiges und kritisches Anschauen guter Muster zum Zwecke gelangen. Ich empfehle einem solchen genaue Aufmerksamkeit auf die Solo und Pas de deux der beyden Vulkani. Me. Muzzarelli, diese würdige Schülerinn Noverrs, und Vulkani, der würdige Schüler seiner Schwester, machen in dieser vornehmsten Gattung Tanzes ein Paar aus, welches schwerlich von einem andern in Europa übertroffen wird. Edle Stellungen,

Haltungen und Wendungen des Körpers, stets damit harmonirende Richtung des Kopfes, schön abwechselnde Entgegenstellung der Arme, ungemeine Leichtigkeit der Bewegungen und genaue Vollendung der gewähltesten Schritte, werden schwerlich in größrer Vollkommenheit an einem andern Paare gesehen werden. —

Die Regeln des **Kostums** (welches den letzten Abschnitt **von der Figur** des pantomimischen Ballets, und zugleich den Beschluß der gegenwärtigen Diatriebe auszumachen hat) erstrecken ihre Gültigkeit auf alle Gattungen der schönsten Künste. Balletmeister und Maler kommen aber am öftesten in die Gelegenheit sie zu übertreten. Über Kleinigkeiten, das heißt, über Fehler in Nebendingen, muß man weder den Einen noch den Andern schikaniren; aber grobe Schnitzer in Hauptgegenständen, Fehler, welche die Illusion eines Kunstwerkes zerstören, verdienen nicht die Nachsicht der Kritik. Man wird zum Beyspiel dem Tizian gern vergeben, daß er auf dem Vordergrunde des schönen Ecce homo der kaiserlichen Gallerie einen römischen Soldaten malte, der einen doppelten Adler auf seinem Schilde hat. Nicht so gerne würde man ihm vergeben, wenn er nach dem sehr gewöhnlichen Schlendrian, den Pilatus in einem türkischen Turban vorgestellet hätte; und gar nicht verzeihen würde man ihm, wenn er etwa (wie es wirklich ein Maler that) dem leidenden Heiland einen Kapuziner zum Tröster hingemalt hätte, weil dieser auffallende Anakronismus zu denjenigen Fehlern wider das Kostum gehören würde, welche durch ihre Lächerlichkeit die Illusion eines ernsten Gegenstandes nothwendig vernichten müssen.

Der Balletmeister kann theils durch die Kleidung seiner Tänzer, theils durch die Dekorationen des Theaters,

und theils durch die Schilderung der Sitten und Gebräuche der Völker, die er uns vorstellet, gegen das Kostum verstoßen. Den Fehlern gegen das Kleidungskostum ist leicht auszuweichen, seitdem man hierin sehr richtige Zeichnungen und Kupferstiche zur Aushülfe hat. Fehler an Dekorationen kommen häufiger vor. Wenn sie auffallend sind, kann man sie freylich nicht dulden: außerdem aber wünschte ich nicht, daß eine zu strenge Genauigkeit des Balletmeisters die Phantasie des Dekorateurs zu sehr einschränkte. Was hierin schön ist, ohne unmittelbar der Illusion nachtheilig zu seyn, mag immer ein wenig unrichtig seyn. Die wichtigsten Kostums-Fehler sind, welche gegen die Sitten und Gebräuche der vorgestellten Völker oder Menschenklassen begangen werden, weil die Sittenschilderung keine Nebensache, sondern gerade dasjenige ist, was eigentlich eine Nation von der andern, ein Zeitalter vom dem andern, unterscheidet. Verstoßen solche Fehler noch überdieß wider allgemein bekannte Sitten und Gebräuche, so werden sie vollends lächerlich, und vernichten in dem Zuschauer alle gute Meinung von den Kenntnissen des Balletmeisters. Wir haben seit einiger Zeit verschiedene Schnitzer dieser Art zu sehen bekommen. Der Contretanz der Soldaten des **Raul** mit geschulterten Lanzen, kann den Mädchen, mit denen sie tanzten, nicht unbehaglicher gewesen seyn, als er es dem Auge des Zuschauers war. — Eben so wenig kann der Tanz der Schönen eines orientalischen Harems mit Soldaten und Verschnittenen (wie wir ihn in der **Tochter der Luft** sahen) entschuldiget werden. Zu Paris tadelte man in Noverrs jalousies du Serrail den Umstand, daß in der Tiefe der Bühne — außerhalb des eigentlichen Harems — Soldaten — nicht mit den Schönen tanzen, nur Wache halten — gesehen wurden; und Noverr fand es der Mühe werth, sich darüber zu rechtfertigen. Solcher Rechtfer-

tigungen bedarf aber Vigano nicht: Tutto e buono! sogar wenn er die Venus in Gesellschaft der Grazien, mit den königlich Assyrischen Leibwachen und Verschnittenen, in einem unschuldigen Tänzchen sich belustigen läßt. —

Doch, wenn auch Vigano, über Alles, was er als Balletmeister und Tänzer uns vorspielte, nicht der geringsten Rechtfertigung bedarf, sollte nicht ich selbst desto mehr einer bedürfen, daß Ich — ein alter, längst ausgemusterter Figurant aus Noverrs Schule, dem von der ganzen Tanzkunst kaum ein wenig Theorie im Kopfe, aber nicht die mindeste Kraft zur Ausübung in den Gliedern, übrig blieb, mich erkühnte, dem hier so sehr bewunderten Herrn Vigano Fehler auszustellen? Allerdings bedarf Das einer Rechtfertigung! und ich will es auch hier beym Beschlusse dieses kleinen Aufsatzes nicht daran ermangeln lassen. Handwerksneid konnte mich bey meinen bereits eingestandenen Umständen wahrlich nicht dazu verleiten; Bestechung eben so wenig, denn ich habe den Grundsatz (den jeder alte Figurant annehmen sollte) nie mehr Geld in meinem Hause zu dulden, als für ein philosophisches Begräbniß im Sacke erforderlich ist; persönliche Abneigung gegen die beyden Vigano darf man mir eben so wenig vorwerfen: ich kenne sie bloß von der Schaubühne, und schätze sie, wie alle ehrlichen Leute, von denen ich nichts Schlechtes oder Zweydeutiges weiß. Ich bin ihnen überdieß herzlich gut, weil sie mich in ihrem Pas de deux mit einer Gattung bekannt machten, die mir vordem bloß aus antiken Gemälden und Basreliefs bekannt war; und die allerdings auf das Recht zu gefallen, Anspruch hat. Ich hoffe also von meinen billigen Lesern vollen Glauben zu verdienen, wenn ich ihnen sage, und allenfalls bey der ehrwürdigen Terpsichore betheure, daß bloß untadelhafter **Eifer für den guten Geschmack**, und einige An-

hänglichkeit an meinen alten Meister Noverr, mir diese wenigen kritischen Bemerkungen in die Feder diktirten: Wo keine Kritik statt findet, können die Künste unmöglich gedeihen. Die Kunst, wovon es hier die Rede ist, mußte seit Noverrs Zeit bey uns nothwendiger Weise in Vergessenheit gerathen, weil wir keine Ballete hatten. Zudem ist seit jener Zeit auch unser Geschmack in den gesellschaftlichen Tänzen so sehr in das Gröbere übergegangen, daß es uns kaum mehr möglich ist, an der edeln, erhabnen Gattung, die uns ehemals so beliebt war, noch Gefallen zu finden. Der **Menuet**, der sich dem **schönen Tanze** des Theaters am meisten nähert, wurde so ganz vernachlässiget, daß es nun schwer seyn würde, in unsrer vieltanzenden Hauptstadt ein halb Dutzend Paare zusammen zu bringen, die ihn tanzen, wie er getanzt werden soll. Ein Paar Fräulein mußten von Florenz kommen, um uns in die Erinnerung zu bringen, durch welche Züge sich noble Grazie, von Ziererey und Anmaßung unterscheide. So viel es immer möglich war, ist auch unser Nationaltanz noch schlechter geworden. Das plumprohe **Langaus** kann wohl den Ärzten, aber unmöglich dem Geschmack am **Edlen und Schönen** vortheilhaft seyn. Wer diesen Bärentanz ohne Wehgefühl nur ansehen kann, für Den tanzen sicher die Vulkani nicht. Und wenn nun ein patriotischer Figurant, dem die Fortschritte des Nationalgeschmacks und seiner Kunst am Herzen liegen, seinen Landsleuten das laut saget, was viele Fremde und nicht wenige Einheimische im Stillen sprechen, kann man ihm das verdenken? Gewiß nicht! wenn er wirklich irgendwo aus Eifer (wovor ich mich aber wohl in Acht nahm) die Schranken des Respekts überschritten hätte, den er dem Herrn Salvator Vigano, als einem Balletmeister schuldig ist. Wien, im Jahr 1794.

Nachschrift.

Diesem kritischen Versuche über die theatralischen Tänze, will ich ein paar analoge Epigrammen von einem meiner Freunde anschließen. Das erste davon schrieb er noch den Abend des lobgeschrey- und gepoltervollen Debüts der Mad. Medina Vigano, in der Rolle einer Dryas oder Waldnymphe:

Gott Bachus wand (so lehrt uns Lucian)
Der Tänzerinnen Kunst und Reiz daran,
Die Wilden an dem **Indus** zu bezähmen:

Nicht Viel, o Bacchus, ist, was Du gethan!
Nur etwas Reiz wand unsre Dryas an,
Dich und die Kunst am **Ister** zu beschämen.

Die folgenden sechs Verse erschienen einige Tage später, da eine Gesellschaft von Juden, conföderirt mit einigen christlichen **jungen** Herren, aus Enthusiasmus für den Minauderientanz der Me. Vigano den heroischen Plan entwarf, unsern besten Tänzer Vulkani und seine brave Schwester auszupfeiffen; die Ausführung dieses Plans aber soll durch das folgende Epigramm hintertrieben worden seyn:

So kunstlos, possierlich und froh
Wie Herr und Madam Vigano,
Flog tanzend einst im Judenthum
Das Volk um ein vergöttert Kalb herum:
  Muß nicht diese Tanzart vor Allen
  Den Kälbern und Juden gefallen?

Schreiben des Eipeldauers
über
Richart Löwenherz.
Ein
neues heroisch-pantomimisches Ballet
vom
Herrn Salvator Vigano.

Erinnerung des Verfassers.

Das Schreiben des Eipeldauers ist ironisches Lob eines überaus gepriesenen viganoischen Ballets. Unter dem Titel: Briefe eines Eipeldauers, kommt hier in Wien ein sehr beliebtes, periodisches Blatt heraus, welches in österreichischem Volksdialekte, viele nützliche Wahrheiten verbreitet. Der Verfasser wählte diesen Titel und Ton, um eben der Menschenklasse, welche das Ballet am meisten bewunderte, durch eine ihr gefällige Einkleidung seiner Kritik, desto mehr Aufmerksamkeit auf die groben Fehler des bewunderten Gegenstands abzugewinnen.

Erdichtete Nachricht,

welche dem Schreiben des Eipeldauers bey desselben Erscheinung vorausgesetzt war.

Dieses Schreiben ist vor einigen Tagen zu Wien auf der Esplanade vor dem Kärntnerthore von einer Kastanienbraterinn gefunden worden, und kurz vor meiner Abreise nach B*** aus der Hand der Finderinn, gegen eine kleine Erkenntlichkeit in die meinige gekommen. Das Schreiben war zwar ohne Nahmensunterschrift, aber Styl, Naivetät und eigenthümliche Art des Ausdrucks ließen mich sogleich auf den beliebten Eipeldauer rathen, und einige Analogien mit seinen schon bekannten Begriffen, setzten die Sache außer allen Zweifel. Bekanntermaßen lebt der Verfasser in einem so strengen Inkognito, daß wir nicht einmal seinen Nahmen wissen. Dieser Umstand machte es mir unmöglich, ihm sein verlornes Gut in Original zurückzustellen: und es dem Publikum, dem es ganz gewiß zum Geschenke bestimmt war, zu entziehen, wäre Versündigung am Publikum, das die Arbeiten des Eipeldauers liebt und schätzet. Ich entschloß mich also ohne langes Bedenken, jedem von beyden das Seinige unverändert durch den Weg des Druckes zurückzugeben, und nur dem Texte hier und dort einige Anmerkungen anzufügen.

Der Inhalt des Schreibens ist dramaturgisch, und betrifft einen der wichtigsten Gegenstände unsrer jungen

Herren und Frauen — ein Ballet. Der Verfasser bewundert, wie billig, den viganoischen **Richart Löwenherz**, und stimmet im Ganzen vollkommen dem Urtheile bey, welches bereits ein wienerischer Ästhetiker in einem öffentlichen Blatte darüber ausgesprochen hat: „Richart ist ein neues Kunstwerk, reichhaltig am Ungesehenen, Ungehörten, ausgeführt mit Pracht und Anmuth ꝛc.“ Nur muß man freylich vom Eipeldauer keine kunstmäßige Zergliederung dieses reichhaltigen Kunstwerks erwarten. — Nichts über die Solidität des Plans, nichts von dem richtigen, an Interesse immer zunehmenden Gange der Handlung, Nichts (oder doch sehr wenig) von der Klarheit des **Vorgestellten**, ohne welche das pantomimische Schauspiel, anstatt Herz und Geist zu beschäftigen, bloß Augen und Ohren zu täuschen vermag; Nichts von der Schönheit des immer am rechten Orte angebrachten, und mit Verstand ausgeführten **Getanzten** — Alles dieß dürften wir wohl eher von dem ersterwähnten Ästhetiker, als von dem guten Eipeldauer zu hoffen haben: denn dieser hebet nur immer im Vorbeygehen diejenigen Stellen aus dem Ganzen heraus, von denen er wünscht, daß sie seiner Frau Mahm vorzüglich gefallen möchten, weil sie auch ihm vorzüglich gefallen haben. Indessen sagt er doch hie und da mit seiner gewöhnlichen Naivetät Dinge, die, wie es mich däucht, keinem Theaterfreunde ganz unwillkommen seyn, und Manchem sogar zu einiger Belehrung dienen werden. B*** im Februar 1795.

Schreiben
des Eipeldauers.

Und wenn d'Frau Mahm all ihr Lebtag nicht mehr in d'Wienstadt kommen wollt, so müßt sie jetzt herein, um den König Löwenherz z'sehen. Das ist einmal ein Ballet, der sich g'waschen hat; und wer sagt, daß in diesem Ballet nicht genug z'sehen ist, der muß wahrhaftig unersättliche Augen haben. Da gibts Kleider, liebe Frau Mahm! von der Schneiderey allein könnt man etliche Bögen schreiben, und wurd auf d'Letzt doch nicht alles b'schrieben seyn — und Malereyen und Maschinereyn, und Festungen, und Belagerungen, und Battalien, und Hochzeiten, und Hetzen, und Soldaten, und Bauern, und Nachtwachter, und Ritter, und G'spenster, und Tänzer und Tänzerinnen, mit zwey Füßen, mit vier Füßen — Holla! bald hätt' ich z'viel voraus g'schwazt. Ich muß das Letzte noch verschweigen, damit d'Frau Mahm desto ang'nehmer überrascht wird, wenn sie herein kommt. Auch wär ich gar nicht im Stand, der Frau Mahm in Ein Brief alle Schönheiten z'beschreiben, die man in diesem

herrlichen Spektakl sieht *). Ich schick der Frau Mahm deßwegen lieber 's Balletbüchel. 'S wird gut seyn, wenn's d'Frau Mahm ganz auswendig lernt, eh sie den Ballet anschaut, damit sie doch bey der Vorstellung etwas von den Sachen versteht, die vorg'stellt werden. Zum voraus aber rekomendir ich der Frau Mahm den zweyten Akt, wo d'Vigano, als Gräfinn Margreth, schlaft, und auf einmal von ein G'spenst aus ihrem Bett hoch in d'Höh auf ein Hetz-Amphitheater g'schleppt, und dort von vier G'spenstern g'hetzt wird.

Man sollt nicht glauben, daß das kleine Weiberl es mit so vielen aufnehmen könnte; aber sie balgt sich mit allen recht brav, und recht lang herum. Dabey hab' ich mich aber ein wenig übern König Löwenherz g'ärgert, daß er der Balgerey so ruhig zuschaut, und sich nicht mehr b'strebt, seiner Liebsten z'helfen. 'S Büchel sagt freylich, daß die ganze Hetz nur ein Traum sey, den d'Vigano hat: aber das wird wohl ein Druckfehler, oder etwan ein Konzeptfehler seyn. Denn wenn d'Vigano von

*) Ganz gewiß ist jeder billige Theaterfreund über diese Stelle vollkommen mit unserem ehrlichen Eipeldauer einverstanden. Die Theatraldirektion hat ihrer Seits alles Mögliche gethan, was zur Verherrlichung des hier beschriebenen Ballets im geringsten beytragen kann, und ich getraue mir zu behaupten, daß nie auf ein Hilferdingisches, Noverrisches, Angiolinisches und Muzzarellisches Ballet bis zum Tage der Vorstellung an direkten und indirekten Kosten nur die Hälfte von dem verwendet worden ist, was dieses Viganoische gekostet hat: so wie schwerlich jemals eine Opera Buffa so viel Aufwand verursachet hat, wie die vor wenig Wochen auf das Theater gebrachte Il mondo alla rovescia. Das Publikum wäre höchst ungerecht, wenn es das nicht erkennte.

der Hetz nur traumen thät, so müßten wir sie ja während der Hetz noch eben so schlafen sehen, wie wir sie vorher haben schlafen g'sehen; da wir sie aber von ein G'spenst aus dem Schlaf aufwecken, und hernach auf'm Hetzplatz herum raufen sehen, so müßten ja wir Zuschauer, und nicht d'raufende Vigano von der Hetz traumen, wenn d'Hetz nur ein Traum wär. Ich hab das nämliche gleich auf der Stell g'sagt, hätt aber bald Händel drüber kriegt — mit ein jungen Herrn, der vielleicht g'meint hat, ich will kritisiren. „Mein Herr Grübler! (fieng er ziemlich hi„tzig an) merken Sie denn nicht, daß dieser Traum eine „unvergleichliche Erfindung des Balletmeisters ist. Wenn „Ordinari Leut bisweilen traumen, daß sie über Berg „und Thal, über Häuser und Thürm wegfliegen, so fliegt „da freylich nur ihr Phantasie über Berg und Thal weg, „ihr Leib aber bleibt derweil fest auf dem nämlichen Fleck „liegen, wo er liegt. Der Vigano ihr Traum hingegen „ist grad 's Gegentheil von einem solchen Ordinari Traum: „nur ihr Leib rauft während ihr'n Traum mit den G'spen„stern herum, aber ihr Phantasie bleibt derweil fest auf „dem nämlichen Fleck zurück, wo wir vorher ihren Leib „g'sehen haben. Nur können wir — wie's sehr natürlich „ist — ihr Phantasie nicht sehen, weil d'Phantasie nicht „sichtbar ist. Und wenn Sie das nicht begreiffen, mein „Herr Grübler! so sollten Sie lieber schweigen, und „glauben, was andere gscheite Leut von der Sach glau„ben" *).

*) Ich getraue mich nicht, einer von den zwo streitigen Partheyen ganz Recht oder Unrecht zu geben. Beyde haben starke Gründe für sich. Allein könnte nicht eine dritte Meinung mit einiger Wahrscheinlichkeit Statt finden? Wenn z. B. jemand sagte, das Vorgestellte sey weder eine Hetze, noch ein Traum, sondern eine Art von Hexentanz, wie man ihn in verschiedenen Gemäl-

Weil ich nun aus diesem Diskurs g'merkt hab, daß der junge Herr ein Kenner ist, und mehr von der Sach versteht, als ich, hab ich auch weiter nichts drauf g'antwort. Und was liegt denn auch dran, ob er Recht hat oder nicht? G'nug, daß d'Hetz schermant ausfällt, und der Frau Mahm g'wiß rechtschaffen gut g'fallen wird. Auch ist's recht g'schickt von der Vigano, daß sie d'Hetz, ung'acht wir sie schon in Natura g'sehen haben, nach der Hand noch zweymal durch Pantomimi erzählt, daß wir's also dreyfach g'nüßen können. Und ihr Pantomimi ist dabey, wie g'wöhnlich — so nobl, daß man eine wahre Gräfinn Margreth zu sehen glaubt *).

den des berühmten Breugels, und noch öfter in Schattenspielen vorgestellt sieht? Freylich könnte man gegen diese Meinung den Einwurf machen: Wenn die Gräfinn Margaritha als Hexe aus ihrem Bette wegflöge, so müßte das auf einem Besen geschehen; denn der Besen, oder allenfalls ein Bock; sind und waren zu allen Zeiten die charakteristischen Attribute der Hexen. Allein nulla regula sine exceptione. — Doch sey es fern von mir, auch dieser Meinung anhängen zu wollen! Ich meines Orts halte mich bloß an das Programm, wo die Vorstellung deutlich ein Traum genennt wird. Der einzige, obgleich unbedeutende Fehler an dieser Vorstellung scheint mir der zu seyn, daß man in einer beynah perpendikularen Linie vor dem kleinen, zuweit zurückgezogenen Traumtheater seyn muß, um das schöne Ganze zu übersehen, mehr als zwey Drittheile der Zuschauer aber dieses Vergnügens beraubt sind. Allein wenn dieß ja ein Fehler genennt werden kann — so kömmt derselbe bloß dem Maschinenmeister zu Schulden; denn bekanntermaßen hat sich ein Balletmeister nicht mit solchen Kleinigkeiten abzugeben, und auch nicht Zeit daran zu denken.

*) Diese Stelle ist eine vortreffliche Lection für eine gewisse Gattung tadelsüchtiger Kritikaster, welche behaup-

Auch der dritte Akt, meine liebe Frau Mahm, ist in der Vorstellung außerordentlich schön. Da spielt ein kleines blindes Ritterl auf ein Zaubergeigerl, das alle Leut tanzen macht, dem König Löwenherz, der in einer Festung eing'sperrt ist, sein Leibstückel vor, und tanzt darbey. Darzu kommt d'Gräfinn Margreth, die aus Desperation (aber nicht wie einige kahle Spötter sagen: um Schwammen z'suchen) im Wald herum g'loffen ist, und fangt auch gleich an z'tanzen, so bald sie 's Zaubergeigerl hört, und endlich tanzt auch der eingesperrte Löwenherz in sein Kotter mit, ohne daß bey diesem ganzen Terzet Eins das Andere sieht, denn 's ist stockfinstere Nacht.

Aber hernach kommen die garstigen Nachtwachter, und machen der Nachtmusik ein End. Viel Leut, die 's Büchel nicht g'lesen haben, halten d'Nachtwachter für Furien, weil sie just so förchterlich um den kleinen Geiger herumspringen, Grimassen schneiden, und mit den Füssen stampfen, daß d'Festung darneben wackelt; sind aber wirklich nichts anders als Nachtwachter, und stampfen nur so stark mit den Füßen, damit's d'Leut im fünften Stock auch so gut hören, und ihren G'spaß haben können, wie d'Leut im Nobelparterr *). Mit ihren schreck-

ten wollen, die berühmte Me. Vigano habe keine einzige noble Geberde, Miene oder Bewegung in ihrer Gewalt, und ihr ganzer Ruhm gründe sich auf bloße Minauderie und Singerie. Es sollte solchen Witzlingen bey schwerster Strafe verbothen werden, über so wichtige Gegenstände so verwegen in den Tag hinein zu räsonniren.

*) Es ist nicht zu begreifen, wie ein Mensch diese Nachtwächter, die so lauten Beyfall erhalten, für Furien ansehen kann. Wenn gleich ihr Betragen und Geberden

baren Grimassen machen d'Nachtwachter dem klein Ritter mit dem Geigerl, der sie vielleicht auch für Furien ansieht, so hundsbang, daß man über seine Ängsten herzlich lachen muß. —

Und jetzt muß ich der Frau Mahm per Fors, auch noch etwas vom vierten Akt voraus rekomendiren; nämlich wie's kleine blinde Ritterl *), anstatt durch Pantomimi z'reden, der Gräfinn Margreth auf eine außerordentlich künstliche Art seine guten G'sinnungen für sie und den Löwenherz **vortanzt**; und die Gräfinn eben so schön ihm ihre Zweifel daran **vortanzt**, bis endlich 's ehrliche blinde Ritterl ihr sein ganzes G'heimniß **vortanzt**.

ganz so höllenmäßig ist, wie wir es im Don Juan, in der Alceste, im Orpheus ꝛc. ꝛc. von Furien gesehen haben, so sieht man doch in unserem Ballete deutlich, daß sie nicht, wie dort die Furien, Fackeln, sondern Blendlaternen in den Händen, und nicht Schlangenhaare, sondern ganz kennbare Schlafmützen auf dem Kopfe haben.

*) Ich weiß nicht, warum unser Eipeldauer den Blondel immer einen Ritter, und nicht wie das Programm, einen Kapellmeister nennt. Entweder hat ihn die rittermäßige Kleidung, woran man ihn sogleich erkennt, als er den schlechten Ueberrock öffnet, zu diesem Irrthum verleitet, oder etwa der Umstand, daß er plötzlich als Chef der gräflichen Armee erscheint, und allen Offizieren und Rittern einen Eidschwur abnimmt; aber es ist ja leicht möglich, daß damals die Kapellmeister dieser Prärogativen genossen haben.

Alle Kenner sagen, daß in der ganzen Balletmacherkunst noch nichts schöneres erfunden worden ist, als dieß Gespräch *).

Den Blinden stellt wieder der Vigano selbst vor, denn er hat sich mit diesem Charakteri in der Wienstadt schon so viel Beyfall erworben, daß alle Blinde eine unb'schreibliche Freud haben, wenn sie nur den Nahmen Vigano nennen hören. Von der Sturm-Batalli auf d'letzt, will ich der Frau Mahm lieber gar nichts sagen. 'S g'hört ein recht praktizirter Relazionenmacher darzu, um

*) Unser Eipeldauer scheint nicht zu wissen, wie viele und wie abstrakte Ideen man jetzt bloß durch Pirauets und Entreschats ausdrücke, die man ehemals bloß durch Pantomime auszudrücken vermochte, und wie viele noch abstraktere Ideen man jetzt durch die Pantomime darstellt, die man ehemals bloß durch die Wörtersprache andern mitzutheilen wußte. Auch von dem letztern Falle trifft man im König Richart mehrere sehr überzeugende Beyspiele an. Im dritten Akte sagt uns das Programm: „Der König Richart beklagt sich, daß er schon seit einem Jahre keine Nachricht vom Hause erhalten habe.“ Welcher Balletmeister würd' es sich ehemals haben in den Sinn kommen lassen, dieses Zeitmaß durch Geberden zu bestimmen, ohne nur einen Kalender oder andern Zeitmesser in die Hand zu nehmen; und doch hat man es hier durch Viganos ungesehene und unerhörte Balletsprache so deutlich ausgedruckt, daß jeder aufmerksame Zuschauer an diesem pantomimischen Jahre ein Schaltjahr erkennen konnte. Gleich darauf sagt das Programm: „Die Gräfinn wird mißtrauisch gegen Blondeln, befiehlt ihm zu reden oder wegzugehen, und thut als ob sie sich der Thüre nähern und Leute herbey rufen wollte. Aber Blondel nennt den König, und sogleich lauft sie Blondeln freudig entgegen.“ Sind das nicht Wirkungskräfte der Mimik, von welchen weder Noverr, noch irgend ein anderer Meister der Kunst Begriffe hatte?

diese zu b'schreiben, und der könnt leicht drey oder vier Extrablätter darmit anfüllen, — besonders von den Thaten der Kavallerie, die sich in diesem Ballet überhaupt außerordentlich distinquirt *).

Nur schad ist's, daß d'Gräfinn Margareth nicht d'Armee, die mit ihr inkognito aus England nach Linz kommen ist, um sie in ein Kloster zu führen, durch Allianzen mit dem englischen Kunst-Reiter, und mit den Kameelthieren z'Schönbrunn noch verstärkt hat **); d'Soldaten-Manöveri hätten gewiß noch stärkern Applaust beyn Kennern erhalten. Aber gnug schon! d'Frau Mahm muß das Alles mit ihren eigenen Augen und Ohren beurtheilen, und ich weiß gewiß, Sie wird hernach nicht mehr

*) Ich bin weit entfernt, den wohlverdienten Ruhm der Kavallerie schmälern zu wollen; aber das kann doch der Eipeldauer unmöglich loben, daß der Schimmel fast jedesmal, wenn er sich der Festung nähert, die Schußscharten des Hauptwalles für eine Krippe ansieht, und Heu daraus fressen will. Dieß niedrige Betragen des Schimmels passet nicht wohl zu einem so erhabenen Sujet, worin Vigano (nach dem Beyspiel der alten Griechen) uns Oesterreichern ein Factum domesticum vor Augen stellt, welches alle Eigenschaften an sich hat, uns mit Achtung für unsere Vorfahren zu erfüllen, und somit unsere Vaterlandsliebe noch mehr zu erhöhen. Wenn auch nicht unzählige andere Merkmahle den berühmten Herrn Vigano als einen tiefdenkenden Kopf auszeichneten, so wäre die Auswahl aller seiner bisher behandelten Sujets allein hinreichend dazu. —

**) Dieser Rath des Eipeldauers war nicht fruchtlos. Es wurde wirklich bald nachher ein Kameel aus der Menagerie auf das Theater gebracht, und es erhielt (wie billig) einen noch robustern Beyfall, als die viganoischen Pferde.

so sehr für der Frau Godel ihr Krippelspiel eing'nommen bleiben, obwohl ich der Frau Mahm eing'stehen will, daß die Pantomimi der klein Mandeln bey der Frau Godel verständlicher ist, weil doch dort bey jeder Scen den Leuten laut g'sagt wird, was d'Mandeln deuten und vorstellen. übrigens muß sich d'Frau Mahm nicht wundern, daß ich itzt ein so passionirter Viganoist bin, was ich doch bisher nicht war *).

Nach und nach wird man halt g'scheiter, und 's giebt doch hier z'Wien so viel feine Kenner der schönen Künste, daß man mit Zeit und Fleiß was lernen muß, wenn man nicht der ungelehrigste Eselskopf ist.

*) Schlimm genug für ihn, daß er, der doch viel gesunden Verstand zu haben scheint, die Augen nicht eher eröffnet hat, und erst itzt von der Seite der Charletanerie, auf die Seite des echten guten Geschmacks herüber tritt, da das entschiedene Uebergewicht, welches Richart Löwenherz über alle bekannte Ballete hat, ihn so zu sagen, mit Gewalt herüber zieht. Aber was kann uns Menschen hartnäckiger machen, als ein Streit über Meinungen (sie seyn nun wichtig oder unwichtig) sobald sich der Parteygeist einmischt? Der Theil, welcher wirklich Recht hat, beharret fest auf seiner Meinung, weil er dieselbe durch Grundsätze gestützt sieht; und vom Gegentheile verlassen Viele nicht gern die ihrigen, weil sie sich schon dafür erklärt haben, verwechseln dann Halsstärrigkeit für Standhaftigkeit, und glauben weniger zu fehlen, wenn sie unerschütterlich im Fehlen beharren. Die theatralischen Spaltungen sind indessen doch für etwas gut; die Unternehmer gewinnen dabey. In Absicht auf diese gilt das Axiom des alten Roms: ex privatis odiis respublica crescit.

Komm die Frau Mahm, nur so bald 's möglich ist; denn natürlicher Weis nützen sich d'Balletkleider nach und nach ab, und hernach, fürcht ich, möcht der Frau Mahm der Ballet nicht mehr so außerordentlich g'fallen, wie er jetzt ein jedem, der nur ein wenig was von der Schneiderey versteht, g'fallen thut. Adee!

Schreiben

an den

Herrn Grafen Max von Lamberg,

kaiserl. königl. Kammerherrn,

über das Werk

DE LA

LITTÉRATURE ALLEMANDE,

DES DÉFAUTS QU'ON PEUT LUI REPROCHER; QUELLES EN SONT LES CAUSES; ET PAR QUELS MOYENS ON PEUT LES CORRIGER,

von Friedrich II.

welches der Verfasser im Jahre 1780, ohne sich zu nennen, herausgab.

Vorbericht des Verfassers.

Mein seliger Freund, Graf von Lamberg, erhielt eh als ich ein Exemplar von dem bekannten Werke de la Litterature Allemande. Er schickte mir dasselbe sogleich, mit der Anfügung eines Briefes, worin er sich zwar über das meinem **Postzug** ertheilte Lob erfreute, dabey aber Unzufriedenheit über verschiedene Stellen der königlichen Schrift äußerte, durch welche unsere Litteratur in der Idee der Ausländer zu tief herunter gesetzt wäre. Ich antwortete ihm sogleich in ein paar Zeilen, die ich mit nachstehenden Versen *) schloß; und versprach ihm in einem künftigen Schreiben mich umständlicher über die königliche Schrift zu erklären. Durch folgenden Aufsatz erfüllte ich mein Versprechen.

*) Le Ciel, en dispensans ses dons,
Ne les prodigue point d'une main liberale:
Il nous refuse plus que nous recevons,
Pour tout Peuple à peu près sa faveur est égale.
Les François sont gentils, les Anglois sont profonds:
Mais s'il denie à l'un, ce qu'il accorde à l'autre,
Notre Orgueil sait changer en roses nos chardons;
Au talent di voisin nous préférons le nôtre.

Fréderic II.

Schreiben

an den

Herrn Grafen Max von Lamberg ꝛc. ꝛc.

Nein, mein Freund! die neue Schrift des gekrönten Philosophen gereichet dem litterarischen Ruhme Deutschlands eben so wenig zum Nachtheil, als es dem Ruhme der weisen Staatsverfassung Englands zum Nachtheil gereichet, wann im versammelten Parlamente ein Graf **Chatam**, oder ein anderes so ehrenvolles Glied der Opposition, die politischen Gebrechen seines Vaterlandes aufdecket, und dasselbe zu ernstlichen Verbesserungen ermahnet. Bloß solchem freymüthigen Tadel hat England seine immerwährende Selbstkenntniß und diejenige Festigkeit und Stärke seines Staatskörpers zu verdanken, die ganz Europa bewundert.

Soll unsere litterarische Verfassung je zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gedeihen; sollen je unsere Gelehrten und schönen Geister aus dem schädlichen Traume erwachen, worein Eigendünkel und Schmeicheley ihrer unmündigen Bewunderer sie wiegten, eh sie noch die Hälfte ihrer Arbeit vollendet hatten; sollen die falschen

Grundsätze, die seit einigen Jahren unsern jungen Gelehrten die Köpfe schwindlich machen, nicht Alles verderben, so bedürfen wir einer so starken und freymüthigen Opposition, als diejenige ist, die der **größte Deutsche** in seiner Schrift de la Litterature allemande, auf sich genommen hat.

Danken also, mein Freund, danken müssen wir dem großen Manne, und uns Glück wünschen, daß er uns — vielleicht noch zu rechter Zeit — einen Wink geben wollte, den unsere armseligen Egoisten und Nosisten an keinem andern Winker würden beachtet haben.

Indeß gestehe ich, daß ich mit den Urtheilen **Friedrichs** nicht immer, und mit Ihren Gegenäußerungen nur selten ganz einverstanden bin. Vielleicht irre ich mehr als Sie beyde — aber ich tröste mich mit ihrem verblichenen Freunde **Haller**

Wir irren allesammt, nur irret jeder anders.

Ich will deßhalb das merkwürdige Werk nochmals so aufmerksam durchgehen, als Sie es fodern, und Ihnen über alle Sätze desselben kurzgefaßt meine Meinung — aber nicht **mehr** als Meinung, sagen.

Wie es die Natur der Sache fodert, fängt der erhabne Verfasser seine Prüfung unserer Litteratur mit unserer Sprache an.

„Unsere Sprache ist in so viel Dialekte vertheilt, „als Deutschland Provinzen hat. Jeder Kreis hält sich „überzeugt, seine Sprache sey die reine, echte und „deutsche."

Soweit diese Bemerkung bloß die Ungleichheit der Dialekte im **Sprechen** treffen soll, muß man sie allerdings für gegründet erkennen; und da der Verfasser selbst eingestehet, daß auch die übrigen europäischen Nationen sich in gleichem Falle mit uns befinden, so ist nichts mehr hinzuzufügen, als etwa: daß die Verschiedenheit der Dialekte in **Italien** noch um Vieles merkbarer ist, als bey uns. — Wenn es aber weiter heißt:

„Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg „kaum verständlich; und der österreichische Styl ist für die „Sachsen dunkel," so muß ich mich derjenigen Freyheit bedienen, die **Friedrich** selbst in der gelehrten Republik anerkennet — und ihm widersprechen. Jeder Österreicher, der **gut** schreibt, wird vom Sachsen, und jeder gutschreibende Schwabe vom Hamburger, so gut als von seinen eignen Landsleuten verstanden. **Wielands** Schriften sind nicht weniger für Hamburg, als für Stutgard und Augsburg geschrieben; und das wienerische Lustspiel, der **Postzug**, welches **Friedrich** selbst seines Beyfalls würdiget, scheinet — so **local** die Sprache ist — auch für Berlin und Leipzig verständlich zu seyn *).

Bey allen dem entschuldige ich jeden, mit unserer Litteratur nicht genau Bekannten, wenn er an der Möglichkeit meines Vorgebens zweifelt. Es ist allerdings schwer zu begreiffen, wie wir bey der großen Verschiedenheit unserer Dialekte, in der Schreibart übereintreffen können, ohne je **Ludwige** und **Medicis**, das heißt, ohne je

*) Man muß sich erinnern, daß der Verfasser das gegenwärtige Schreiben anonym herausgab, sonst würde er sich nicht erlaubt haben, seinen Postzug als ein Beyspiel anzuführen.

ein Institut gehabt zu haben, das der Academie françoise oder der Accademia della Crusca gleichet.

Aber haben glückliche **Zufälle** nicht öfters mehr über den Zustand einer Nation vermocht, als der Einfluß ihrer Regenten? — Bloß ein solcher Zufall hat es gemacht, daß alle deutsche Völkerschaften, im Schreiben — **Sachsen** sind, oder es zu seyn sich bestreben. Und diesen günstigen Zufall haben wir dem beynah vergessenen, oft übel behandelten Sprachlehrer **Gottsched** zu verdanken. Dieser um sein Vaterland wahrhaft verdiente Mann war der erste, der sich bemühte, unsre Sprache in systematische Ordnung zu bringen; und war er nicht vermögend, mächtige Fürsten zur Unterstützung seiner Absicht zu bewegen, so schenkte ihm Deutschlands **Genius** dafür geschickte, thätige, verehrungswürdige Freunde, die nach seinen Sprachgesetzen Werke schrieben, welche ganz Deutschland mit Vergnügen las, und zu allen Zeiten lesen wird. Mit den Schriften **Gellerts**, **Zachariä**, **Schlegels**, **Krammers**, **Kästners**, **Rabners**, **Weißens** etc. etc. verbreitete sich auch die allgemeine Achtung für **Gottscheds** Sprachlehre durch alle Provinzen Deutschlands; und sie ward auf allen Schulen — die katholischen nicht ausgenommen — für das Gesetzbuch unserer Sprache erkannt. Auch in der Folgezeit, da es, anderer Ursachen wegen, unter unsern Gelehrten Mode ward, **Gottscheden** von allen Seiten in verächtlichen Schmähschriften zu lästern, wich man doch nie von seinen Sprachgesetzen ab, und lästerte ihn immer nach den Regeln seiner eignen Grammatik. Diese unedle Mode ist nun, dem Apollo sey es gedankt! vorüber: aber **Gottscheds** Sprachlehre — ihr Verfasser mag immer ein schwacher Dichter, und Schriftsteller überhaupt, gewesen seyn — ist durch die besten Werke unserer Litteratur festgesetzt, und, ohne

Zuthat eines deutschen **Ludwigs** oder **Medicis**, die allgemeine Richtschnur aller Schriftsteller des deutschen Reiches geworden. —

„Vielen von unsern Schriftstellern gefällt ein verworrener Styl; sie schließen eine Paranthese in die andere, und oft findet man erst am Ende einer Seite das „Wort, von welchem der Sinn der ganzen Periode abhängt. Nichts verwirrt die Construction mehr; anstatt „reich zu seyn, ist man nachläßig, und es würde leichter „seyn, das Räthsel der **Sphynx** aufzulösen, als ihre „Gedanken.“

Diese Bemerkung, mein Freund, ist nur gar zu richtig. Nicht nur durch häufig eingeschobene Parenthesen und Vernachläßigung der wahren Construction werden viele unsrer Schriftsteller unverständlich: wie Viele könnte man nennen, die sich sogar Ruhm in einer solchen **sphynxischen** Schreibart suchen! Zwar sind das gemeiniglich Skribler, um derentwillen man sich am wenigsten bemüht, die Kunst des **Ödipus** zu lernen; aber leider! ist auch mancher von denen, die der allgemeine Ruf unter unsere classischen Schriftsteller setzet, von diesem falschen Geschmack angesteckt. **Man muß uns nicht allein verstehen; es muß unmöglich seyn, uns nicht zu verstehen,** sagt der große Kunstrichter **Quintilian.**

Doch muß man, um billig zu seyn, auch bekennen, daß die Verworrenheiten unserer Constructionen nicht immer den Schriftstellern, sondern oftmals den Mängeln der Sprache selbst zu Schulden komme. Ich will hier nur die nachtheilige Wirkung unserer sogenannten **Präpositionen; ab, an, vor, zu** 2c. anführen, welche so oft die entferntesten **Postpositionen** ihres Verbums werden,

und durch eben diese Trennung von ihrem natürlichen Standorte, die ganze Periode verwirren, oder doch dunkeler machen. Ein kleines Beyspiel wird Ihnen meine Meinung erklären:

„Der spanische Bothschafter ist noch nicht von hier **abgegangen**, weil die Unpäßlichkeit des Kaisers ihn durch drey Wochen verhinderte, zur Audienz **vorzukommen**. Gestern endlich **kam** er, ungeachtet der noch immer nicht ganz hergestellten Gesundheit des Monarchen, **vor**: denn kaum zwo Stunden, eh er **vorkam**, hatte der Monarch noch einen kleinen Anfall von Fieber. Nun aber **gehet** er ganz gewiß binnen wenig Tagen mit seiner Gemahlinn, seinen Kindern, und dem größten Theil seiner Domestiken die zusammen nicht weniger als sechs vierspänniger Wagen bedürfen, über Paris, wo er wichtiger Geschäfte wegen einige Tage verweilen muß, nach Madrit **ab**.“ Bemerken Sie, wie oft in dieser kurzen Erzählung (die doch **grammatikalisch** richtig ist) die beyden Präpositionen **vor** und **ab**, bald wahre Präpositionen, und gleich darauf wieder auffallende, den Sinn der Rede verfinsternde, Postpositionen werden. Wäre es denn nicht besser und deutlicher, zumal für Ausländer, die unsere Sprache erlernen wollen, wenn man sagte: **Gestern endlich vorkam der Bothschafter, ungeachtet rc. — nun aber abgehet derselbe ganz gewiß rc.?**

Man ertheilt den Tadlern dieser unnöthigen grammatikalischen Schwierigkeit gemeiniglich den Bescheid, sie sey **Eigenschaft** unserer Sprache. **Wahr!** Aber diese Eigenschaft gleichet, meines Bedünkens, der Eigenschaft eines krumm und zickzack laufenden Stroms, der immer trübe seyn **muß**, weil er überall, wo sein Lauf gebrochen wird, Schlamm und Erde mit sich nimmt: man leite

ihn in ein gerades Bett, und sein Wasser wird klärer seyn. — Ich glaube, daß unsere angesehensten Sprachlehrer und Journalisten diesen sonderbaren Sprachgebrauch leicht verbessern könnten, wenn sie, einverständlich unter einander, ihn nur in der Dichtersprache (das heißt, in Versen) für erlaubt, in der Prose hingegen für fehlerhaft erklärten. Wahrscheinlicher Weise würde auch der würdige Gesetzgeber in unserer Sprache, Herr Hofrath **Adelung**, diesem Vorschlage nicht entgegen seyn.

„Wir besitzen noch keine von der ganzen Nation ge„billigte Sammlung, in der man alle Worte und Re„densarten fände, nach denen man die Reinigkeit der „Sprache sicher beurtheilen könnte. Es ist also physisch „unmöglich, daß auch ein Schriftsteller von dem größten „Geiste diese noch ungebildete Sprache vortrefflich behan„deln könne.“

Wir haben lange Zeit keine solche Sammlung besessen, das ist unwidersprechlich. Anfänger im Schreiben konnten sich nicht anders als nach den Mustern der besten Schriftsteller aus **Gottscheds** Sprachschule bilden; und das thaten sie auch, obschon mit ungleich größerer Mühe. Daß es aber unmöglich sey, wegen Mangel eines solchen Werkes, sprachrichtige Schriftsteller und gute Stylisten zu haben, kann man nicht eingestehen. Die Litteratur-Geschichte aller Nationen beweiset gerade das Gegentheil. Die Italiener hatten die meisten ihrer classischen Schriftsteller, ihre Petrarca, Boccaci, Machiavelle und alle Cinquecentisten — die Franzosen ihre Pascal, Bourdaloue, Bossuet, la Brüere, Corneille, Racine, Boileau ꝛc. ꝛc. — die Engländer ihre Milton, Swift, Pope, Adison ꝛc. ꝛc., eh sie positive und allgemein anerkannte Gesetze über ihre Sprache hatten: denn das Vocabulario degli

accademici dela Crusca kam erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und das große Dictionaire de l'academie françoise ganz zu Ende desselben an das Licht; Johnsons englisches Wörterbuch aber ist noch nicht dreyssig Jahre alt. — Vielmehr scheint es also erwiesen zu seyn, daß ein gutes Werk dieser Art unmöglich entstehen könne, eh man eine genugsame Anzahl classischer Schriften besitze, aus denen das Materiale zu einem solchen Gebäude hergeholt werden könne und müsse.

Zum Glück gibt uns Deutschlands guter **Genius** so eben auch ein Werk von dieser Art, welches so wie Gottscheds Grammatik, bloß zu den Geschenken des gütigen Schicksals gehöret. Dieses Werk betitelt sich: **Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart;** und sein Verfasser heißt **Adelung**, den ich erst nannte. Dieser ruhmwürdige Mann hat den Muth gehabt, **allein** eine Arbeit auf sich zu nehmen, woran sich noch keine von den sogenannten gelehrten Gesellschaften Deutschlands — mit hoher und höchster Protection — gewaget hatte. Wer das Verdienst dieses vortrefflichen Mannes beurtheilen kann, der nehme sein Werk vor sich, und prüfe es. „Es ist noch lange nicht so vollkommen, als es seyn könnte,“ wird mancher sagen. Das will ich nicht widersprechen. Aber haben denn die hochberühmten **Vierziger** von der Academie françoise durch ein ganzes Jahrhundert etwas so Unverbesserliches geliefert, daß nicht **Voltaire** und mehr andere Ursache hätten, über Unvollkommenheit ihres Gesetzbuches, über Mangel und Unbestimmtheit der französischen Sprache zu seufzen? — **Adelungs** Werk mag noch unvollkommen seyn; aber es ist **vortrefflich**, und bringt unsre Sprache der Vollkommenheit näher. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß es eben so allgemein für

ganz Deutschland werden wird, als ehedem **Gottscheds** Grammatik war. Man wird es mit der Zeit erweitern, verbessern! aber der **Grund** wird bleiben, und die allgemeine Gleichheit der deutschen Schreibart sich erhalten. — Was doch der Zufall alles vermag! — Viel, mein Freund! sehr viel! und in unsrer Litteratur weit mehr, als das Ansehen irgend eines unsrer mächtigen Fürsten: denn diesem würde man — wie Friedrich sagt — in schönem Latein entgegen gerufen haben: Caesar non est super Grammaticos! Aber **Gottsched** und **Adelung**, die einem solchen Zurufe nicht ausgesetzt waren, verrichteten das Werk im Stillen.

„Man kennt in Deutschland keine Wahl der Aus„drücke, man vernachlässiget die eigentlichsten und aus„drucksamsten Worte; und man verschwemmt oft allen „Sinn und Gedanken in einem Meer von Episoden. Ich „gebe mir alle Mühe, um unsre **Homere**, unsre **Vir„gile**, unsre **Anacreons**, unsre **Horaze**, unsre **De„mosthene**, unsre **Cicerone**, unsre **Thucydides**, „unsre **Livius** auszuforschen; aber ich finde sie nirgend, „alle meine Mühe ist umsonst."

Sie sehen, mein Freund, daß es hier dem Könige um nichts geringers zu thun ist, als uns mit Einem Streiche zu Boden zu schlagen, um sodann ungehindert in seinem weiteren Plane fortschreiten zu können. So hat er es öfters auf den Gefilden des **Mars** seinen Gegnern gemacht; und so befürchte ich, wird er es hier auch Uns machen; denn die Trupp, mit welcher er uns angreifft, ist die fürchterlichste des ganzen litterarischen Heeres. Wir werden am besten thun, wenn wir unsre Schwäche selbst bekennen, um Friede bitten, und den Kampf Andern überlassen. Die Franzosen, Italiener, Engländer mögen

an unsrer Statt ihre **Homere** und **Virgile**, ihre **Demosthene** und **Cicerone** anrücken lassen und kämpfen, so lange sie können. — Aber gewiß! gewiß! sie werden gegen diese Grenadiers des Alterthums so wenig siegen, als wir. Zwar dürften noch vielleicht Boileau und der Engländer Pope **Horazen** auf sich nehmen; vielleicht **Chaulieu** den **Anacreon**, und so wie **Chaulieu**, vielleicht auch unser **Gleim**; **Thucydides** und **Livius**, als **Historiker** betrachtet, würden ebenfalls nicht für ganz unüberwindlich angesehen werden: da aber hier die Rede bloß von Styl und Eleganz zu seyn scheinet, so fürchte ich, werden die Kinder, sie seyen noch so muthig, den Vätern unterliegen müssen.

Alles, was wir Deutsche zu einiger Bedeckung unserer Blöße vorbringen können, bestehet etwa darin, daß wir an **Mosheim**, **Zolickhofer** und **Spalding** vortreffliche **geistliche** Redner besitzen — denn **Cicerone** und **Demosthene** zu haben, verwehrt uns die Natur unsrer Staatsverfassung; — und daß wir an den Herren **Heinrich** und **Schmidt** ein paar vortreffliche Geschichtschreiber zu hoffen haben — wohlgemerkt! wenn sie bis zum letzten Kapitel ihres Buchs sich immer gleich bleiben, und die, mit ihrem bisher bewiesenen Forschungsgeiste **künftighin** entwickelnde Wahrheit, uns **bey jeder Gelegenheit** ohne Schleyer zu zeigen sich getrauen, kurz! wenn sie uns mit dem Muth eines **Tacitus** — nicht nur ihre **Germanicos**, sondern auch ihre **Tibere** und **Claudiuse** schildern, die oft verborgenen Triebfedern der Handlungen, wie möglich aufdecken, und uns so mit den wahren Quellen der Begebenheiten, wie mit den Begebenheiten selbst, bekannt machen werden.

Die weitern Bemerkungen, welche **Friedrich** über die **Rauhigkeit** oder den **Mißlaut** unserer Sprache macht, haben, im Ganzen, Ihren Beyfall und auch den meinigen. Aber seine Verbesserungsvorschläge wollen Ihnen nicht behagen. Sie erklären das **gebena**, **sagena**, **nehmena** für einen sonderbaren Einfall. — Nicht so sonderbar, mein Freund! als es sogleich scheinen mag. Wenn **Friedrich** — der eben nicht Ursache hat, nach dem Ruhme eines deutschen Grammatikers zu geizen — das Ziel nicht ganz trifft, so verfehlt er es doch gewiß nicht weit. Sicher ist es, daß die dumpfe Guttural-Sylbe, **en**, mit der sich so viele unserer Wörter endigen, der Sprache in dem Ohre des Ausländers einen überaus widrigen Laut ertheilet. Will man diese Endesylben nicht in **ena** verwandeln (wofür ich selbst nicht einstimmen würde) so verwandle man sie glatterdings in **a** und spreche **geba**, **saga**, **nehma**. Diese Neuerung würde weder gewaltsam, noch schwer durch ihre Folgen seyn. Nicht gewaltsam! weil wir ohnehin ganze Provinzen, besonders im fränkischen und schwäbischen Kreise haben, wo man alle Endesylben in **en** mit **a** ausspricht — nicht schwer durch ihre Folgen: weil man diese Abänderung bey allen künftigen Auflagen unserer schon gedruckten prosaischen und poetischen Werke anbringen könnte, ohne ein Wort von seiner Stelle zu rücken, ohne das Sylbenmaß eines Verses zu stören. Es versteht sich, daß dieses Schicksal nicht nur die **Verba**, sondern auch die **Substantiva** und **Adjectiva** treffen müßte, welche sich bey uns so häufig, zumal im **Plurali**, mit **en** schließen; so würden auch unsre Reime nicht das mindeste leiden: denn man würde das **Leba** mit **geba**, die **Plaga** mit **saga**, die **Böhma** mit **nehma**, die **Pflichta** mit **verrichta** u. s. w. reimen. — Nach meinem Gehöre zu urtheilen, würde unsre Sprache durch diese leichte Abänderung schon sehr

vieles von dem Mißlaute verlieren, den ihr alle Nationen **einstimmig** vorwerfen.

Man lasse uns überdem von unserm schreyenden **Sch** das **ch** wegwerfen, und **Suster**. **Sneider**, **Simpf**, **Saar**, anstatt **Schuster**, **Schneider**, **Schimpf**, **Schaar** sagen und schreiben.

Man lasse uns das keichende **H** überall vertilgen, wo sein Daseyn unnöthig ist, und **Oeren**, **Immel**, **Eld**, **Itze**, anstatt **Hören**, **Himmel**, **Held**, **Hitze** schreiben. Nur Wörtern, wie **hin**, **her**, **Heerde**, welche sich durch ihr **H** von andern gleichlautenden Wörtern unterscheiden, müßte dasselbe beygelassen werden: weil Deutlichkeit doch immer der Hauptvorzug einer Sprache bleibt.

Man lasse uns auch das **St** und **Sp** so aussprechen, wie es alle andere Nationen, und bey uns selbst die Westphälier aussprechen, und nicht für sterben, spielen, schterben, schpielen sagen; so bin ich der Meinung, daß unsere Sprache, in Absicht auf **Wohllaut**, mit allen lebenden Sprachen um den ersten Rang, nach der Italienischrn, buhlen könnte. — Wer nun aber alle diese: **Man lasse uns!** auf sich nehmen wird, auf sich nehmen kann? das ist eine andere Frage *). Ich glaube

*) Dieß letzte: Man lasse, könnte wohl allenfalls — ohne ein allgemeines Reichsconclusum — durch unsere Schullehrer, öffentliche Redner und Schauspieler nach und nach bewirkt werden, aber würde es nicht noch schwerer seyn, alle diese Herren zu bereden, daß sie das St in den Wörtern: sterben rc. eben so aussprächen, wie sie selbst in den Wörtern: der Beste, das Laster rc. schon jetzt es aussprechen, als ein allgemeines Retchsconclusum zu Stande zu bringen?

also, wir werden am besten thun, daß wir auch **diese** Bemühung dem vaterländischen **Genius** überlassen.

Da seit einiger Zeit die Lust zum Singen bey uns beynahe zur Nationalleidenschaft geworden ist, muß man sich verwundern, daß man nicht ernstlicher daran denkt, auch die Sprache singbarer zu machen. Noch mehr aber muß man sich verwundern, daß noch vor kurzer Zeit einer unserer berühmtesten Schriftsteller — der selbst lyrischer Dichter ist — eine **neue Ortographie** vorschlagen konnte, die unsere Sprache noch um vieles rauher machen würde, als sie schon jetzt, sogar für unmusikalische Ohren, ist.

Nun einige von **Ihren** Anmerkungen!

„Warum nannte der Verfasser nicht mehr unsrer gu„ten Schriftsteller? Hätten die Nahmen **Hagedorn**, „**Klopstock**, **Lessing**, **Zachariä**, **Kleist**, **Wie**„**land**, **Gleim**, **Utz**, **Rabner**, **Mendelsohn**, „**Weise**, nicht einen Platz in diesem vaterländischen Mo„numente verdienet?“

Unstreitig, mein Freund, nannten Sie hier die schätzbarsten Schriftsteller unserer Nation. Wäre es **Friedrichs** Absicht gewesen, den vortrefflichsten Schriftstellern Deutschlands (die er wohl schwerlich so gut kennet, wie Sie, mein Freund, sie kennen) durch seine Schrift ein **Monument** zu errichten, so hätte derselbe nicht nur der hier genannten, sondern noch mehr andrer nicht vergessen dürfen, deren Nahmen dem Andenken des Vaterlands aufbewahrt zu werden verdienen; und denen einst die billige Nachwelt ganz gewiß Monumente dieser Art errichten wird.

Erwägen Sie nun aber, daß es dem Könige nicht um ein Nahmenverzeichniß unsrer guten Scribenten zu thun war. Sein Plan steht auf dem Titelblatte seines Werks. Diesem Plane zu Folge wollte er uns zuvörderst die Fehler unsrer **schönen Litteratur** zeigen, in welcher er uns in Vergleichung mit andern Nationen, besonders den **Alten**, noch zurücke sieht; sodann uns die Mittel zur Verbesserung vorschlagen. Nur im Vorbeygehen — nicht um zu loben, sondern unsre Armuth an wirklichen Meisterstücken des Witzes zu zeigen — nennt er die wenigen unserer **Belletristen**, von denen er glaubt, sie einigermaßen den besten fremden aus gleichem Fache entgegen stellen zu können; vergißt aber doch nicht, da, wo wir Lob verdienen, es uns zu gewähren; rühmet einen **Leibnitz**, **Haller**, **Copernik**, **Thomasius**, **Wolf** und andere mehr; und läßt den Verdiensten unsrer **Philosophen** überhaupt Gerechtigkeit widerfahren.

Doch gesetzt, er hätte noch mehr dergleichen Parallelen aufgestellt, glauben Sie wohl, daß wir Vieles dabey würden gewonnen haben? — Aufrichtig gesprochen! kann man **Klopstocken** (dessen himmlische Epopee ganz gewiß mit dem **verlornen Paradiese** um den Rang streiten darf) dem Heldendichter **Homer** an die Seite setzen? Ich meines Orts will das nicht wagen. Der entzückte Christ würde ganz sicher mit dieser Vergleichung unzufrieden seyn, und der kalte Philosoph (den nicht leicht etwas entzücket, das nicht für die Philosophen aller Welttheile, aller Jahrhunderte entzückend ist) würde vielleicht auch das Recht erhalten, mir einige Einwürfe zu machen. — Es mag uns zum Troste dienen, daß auch **Tasso** und **Voltaire** (Heldendichter im wahren Verstande) keine Homere sind, obgleich Lord **Chesterfield** und **Friedrich** selbst, die **Henriade** allen Epopeen der Welt vorziehet. In

mancher Betrachtung könnten sie wohl Recht haben; daß aber **Plan** und **Erfindung** in der Henriade keine vorzügliche Bewunderung verdienen, hat **Desfontaines** ziemlich klar — obschon mit hervorleuchtender Tadelsucht — erwiesen.

Und weiters! Hat Deutschland einen Sophokles? — oder, ohne bey diesem Gegenstande in das hohe Alterthum hinauf zu steigen — liegt wohl in unserm ganzen, seit Gottscheds Zeiten, ziemlich angefüllten **Tragödien**-Fache (welches Aristoteles für das vorzüglichste Fach der Dichtkunst erkläret) ein einziges Produkt, das wir gegen eines der besten vom Corneille, Racine oder Voltaire in die Wagschale legen dürfen?

Da wir in Absicht auf die **Komödie**, wegen des großen Abstandes der Sitten (deren getreue Schilderung ihr Hauptgegenstand seyn muß) mit den **Alten** nicht wohl concurriren können; Wen dürfen wir unsern Moliere, Destouches, Marivaux nennen?

Sind Ramler und Uz, ungeachtet dieselben, nach Ihrer und auch nach meiner Meinung, alle französischen Odendichter übertreffen, darum auch **Pindare, Horaze?**

Wer ist unser Juvenal? nur unser Boileau in der satyrischen Poesie?

Welchen von unsern **didaktischen** Dichtern (auf die wir uns doch besonders viel zu gute thun) wollen Sie neben dem **Lucretius**, neben dem Verfasser des **Versuchs über den Menschen**, neben **Boileau**, als dem Verfasser der Art poetique, anstellen? — Ich

weiß, Sie schütteln den Kopf, und bleiben mir die Antwort schuldig.

Daß **Hagedorn** und **Lichtwehr** bessere Fabeldichter seyn, als **Gellert**, kann ich Ihnen nicht eingestehen. **Gellert** ist origineller als **Hagedorn**, und übertrifft beyde an Styl, Leichtigkeit des Ausdrucks und wahrem Ton der Fabel.

Auch ihrem Urtheil über den **preußischen Grenadier** kann ich nicht unbedingt beystimmen. Ich erkenne ihn allerdings für ein Meisterwerk; aber in ästhetischer Hinsicht würde ich mich noch mehr für die Weisischen **Amazonen-Lieder** erklären.

Daß der König von dem Dichter **Kanitz** — obgleich nicht zu desselben Vortheil — Erwähnung machen wollte, darüber habe ich mich gleich Ihnen verwundert. Da er ihn einen schwachen Nachahmer des Horaz nennet, hätte er wohl sehr leicht einen andern Nahmen finden können, der die Ehre, so nah bey dem Nahmen Horaz zu stehen, besser verdiente. Nach meinem Gefühle hat Kanitz, seinen **Harpax** und das kleine Gedichtchen **die Tadelsucht der Welt** ausgenommen, nichts geschrieben, dem man noch jetzt einigen Werth zugestehen kann. Doch bekenne ich — im Vorübergehen gesagt — daß es sehr schwer wäre, sowohl unter den Alten als Neueren einen Mann zu finden, den man Horazen entgegen stellen könnte. Dieser Günstling des Apoll erscheint in dreyfacher Gestalt, als Odendichter, als Satyriker und Didaktiker; und erscheint in jeder Gestalt fürchterlich groß. Von allen **Neuern**, so weit ich sie kenne, wüßte ich ihm nur den Boileau und den Engländer Pope — in einiger Entfernung — an die Seite zu stellen; die **Poetik** des erstern

doch ausgenommen, mit welcher er, meines Bedünkens, dem Römer ohne Scheu in die Nähe treten kann.

Mit mehr Grund könnte sich meines Erachtens **Geßner** beklagen, daß er sich bey der Vergleichung mit **Tibull**, **Catull** und **Properz**, allen dreyen nachgesetzt findet. Wenn ich nicht irre, daß die **Idylle** oder **Ekloge** ein ländliches Gemälde unschuldiger Sitten, in einer anziehenden aber ruhigen Handlung, mit sanften aber anmuthigen Farben dargestellet, seyn soll; wenn überdem moralische Güte den Werth des Gedichtes, und Mannigfaltigkeit der Erfindungen den Werth des Dichters erhöhen; so deucht mich, ist **Geßner** der erste Meister in dieser Gattung. Vergleichen könnte man ihn meines Erachtens nur mit dem **Theokrit** und **Moschus**; und die Vergleichung würde, wie gesagt, nicht zu seiner Beschämung ausfallen. Den **Tibull** und **Properz** hingegen wollte ich lieber, nach dem Beyspiel des **Quintilian**, unter die elegiischen Dichter, und den **Catull** unter die Satyriker setzen. — **Geßners** Idyllen, der Frühling von **Kleist** und **Hallers** Alpen rechtfertigen den Ausspruch jenes billigen Franzosen, der unsre Dichter die **Maler der Natur** nannte.

Ich gestehe übrigens, daß ich unter den wenigen in **Friedrichs** Werke genannten deutschen Schriftstellern mit viel Vergnügen den Verfasser der **Musarion**, der **Grazien** und des **Agathon** würde gelesen haben — Werke, die mit allen ausländischen ihrer Gattung die Vergleichung aushalten können.

Die Ursachen des langsamen Fortschrittes unserer Litteratur, die der erhabene Verfasser angibt, haben Ihren Beyfall — und auch den meinigen. Nur ver-

misse ich eine sehr wichtige Mitursache, die freylich dem Könige nicht bekannt ist; ich meine den Umstand, daß sich unsre **litterarische Kritik** größtentheils in sehr übeln Händen befindet. Die meisten unserer Schriftsteller fangen mit **Kunstrichten** an; da also, wo sie meines Erachtens endigen sollten. Da diese jungen Leute gemeiniglich mit eben so viel Mangel an Geschmack und Erziehung, als Überfluß an richterischem Stolze ihr Amt verwalten, besteht ihr mehrstes Bestreben in Ersinnung sonderbarer Meinungen, Anpreisung der Schriften ihrer gleichartigen Freunde, und Erfindung neuer Sarcasmen gegen Autoren, die sich zu gut dünken, mit diesen litterarischen Policinellen in Beziehung zu stehen. Alles, was die gründlichere, würdigere Kritik von Zeit zu Zeit gegen diesen Unfug spricht, bleibet Vox clamantis in deserto; und sie kann noch zufrieden seyn, wenn sie von den Policinellen nicht ausgepfiffen wird. — Die nachtheiligen Folgen unserer häufigen Afterkritiken brauche ich Ihnen nicht anzuführen. Die nachtheiligste aber ist, daß sie nicht selten den Geschmack der Anfänger irre leiten, oft auch fähige Köpfe, die sich durch irgend einen Versuch dem öffentlichen Spotte nicht aussetzen wollen, von der Schriftstellerey gänzlich abschrecken.

Schon die **Berliner Litteraturbriefe**, eines unserer frühesten und besten kritischen Journalen, haben sich bisweilen dieser Vorwürfe schuldig gemacht. Die Art, womit sie **Duschen** und mehr Andre behandelten, war nicht empfehlungswürdig. Da dieses Journal außerdem ungemein viel Gutes enthielt, und deßhalb häufige Leser bekam, ahmten es viele Rezensionen-Schmiede ephemerischer Journale nach. Und was konnte man von diesem servum pecus erwarten, als daß es gerade das Unrühmliche seines Originals nachahmen würde, da dieses

am leichtesten nachzuahmen war? — So stieg der hastige Ton unserer kritischen Schriften immer höher, bis er zuletzt in einen förmlichen Pasquillenton ausartete. Wahr ist es, daß auch Gelehrte andrer Nationen sich öfters durch verächtliche Zänkereyen vor dem Publikum abgewürdiget haben; allein wo sind sie so allgemein? Wo von so grober Art wie bey uns? Wo so wenig unterrichtend, daß man sich auch nicht bisweilen mit dem Spruche trösten könnte: ex privatis odiis respublica crescit? — Daher die wenige Achtung für unsere Schriftstellerey, daher die Unbestimmtheit des Geschmacks in unserer Litteratur, daher bey der unzähligen Menge unserer kritischen Produkte, der Mangel eines einzigen, das wir den Werken **Longins**, **Quintilians**, **Batteux** oder **Home** entgegen stellen könnten. Die hamburgische Dramaturgie hätte durch den analytischen Geist ihres Verfassers das Meisterstück ihrer Art, das allgemeine Lehrbuch dramatischer Kunst werden können, wenn diese epidemische Zanksucht nicht auch über **Lessingen** so viele Gewalt gehabt, und ihn, in seinen feindseligen Launen gegen die tragischen Dichter der Franzosen, so oft über die Grenzen des **Wahren** hinausgetrieben hätte. Dessen ungeachtet muß man **Lessingen** die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine kritischen Schriften überhaupt zu den lehrreichsten und scharfsinnigsten gehören, die eine Nation aufweisen kann — nur wird **Melpomene** noch lange seufzen, daß er zu viel Böses von **Corneille** und **Voltairen**, und viel zu viel Gutes von **Shakespearn** geschrieben hat.

Doch — wie ist dem übel abzuhelfen? hör ich Sie fragen: wie hat es der Kunstrichter anzustellen, daß er immer den wahren Ton trifft, den der beurtheilte Schriftsteller und der mitrichtende Leser von ihm fodern können? Daß er auch gegen Schriftsteller, die bloß durch eine gu-

te Dosis treffender Satyre gebessert werden können, nie das sittliche Geboth, ludere, sed non laedere, übertritt? **Friedrich** hat immer, wo er Gebrechen aufgedecket, auch die Mittel zur Verbesserung vorgeschlagen; ahmen Sie bey diesem Gegenstande, den er übergangen, seinem Beyspiele nach!

Antwort! Das Mittel ist einfach und leicht. Wann ein Kunstrichter die Feder ergreifft, ein Werk des Geistes zu beurtheilen, so bilde er sich ein, er befinde sich jetzt mit dem Verfasser des Werks, und allen seinen Lesern, zwischen vier Mauern in Gesellschaft. Er betrachte diese Gesellschaft (und das kann sie ja von ihm fodern?) als eine Versammlung gesitteter, rechtschaffener Leute, wo er **mündlich** mit dem Verfasser selbst, ohne Heucheley, aber mit Anstand, über desselben Werk spricht, indeß die ganze Gesellschaft aufmerksam zuhöret. — So, glaub ich, würde er am sichersten alle hämische Witzeleyen und Grobheiten vermeiden, die sich in die meisten unsrer Rezensionen einschleichen; weil weder der beurtheilte Schriftsteller (wenn er anders ein Mann von Ehre ist) noch die gesittete Gesellschaft, beleidigende Angriffe dulden würde.

Der Rath, welchen uns **Friedrich** ertheilet, die besten ausländischen Werke, besonders der **Alten**, gut zu übersetzen, ist so gegründet als wohlgemeint. Sollten wir nicht erröthen, daß Wir, die mehr als alle europäische Nationen zusammen genommen, immerfort mit übersetzen beschäftiget sind, kaum vier, fünf classische Werke der **Alten** in unserer Sprache besitzen, derer wir ohne Gewissensangst erwähnen dürfen? An mittelmäßigen Arbeiten dieser Gattung fehlt es uns zwar nicht; aber wie wenige können wir nennen, die ein besonderes Lob verdienen! Einige Stücke des **Horaz** von **Ramler**; der

Thucydides von **Heilmann**; der Tacitus von Pazke *); der **Plutarch** von **Schirach** — und Alles ist gesagt, was sich hievon sagen läßt **). Freylich gehören zu solchen Arbeiten nicht Köpfe, wie die sind, welche von einer Leipziger Messe zur andern einige Dutzend kraftlose französische und englische Romanen verdeutschen, und ein paar hundert fremde Theaterstücke — wie sie es nennen — auf deutschen Boden verpflanzen. Aber es ist traurig, daß auch unsre fähigen Litteratoren, wann sie zuweilen übersetzer werden, so oft eine üble Wahl für ihre Arbeit treffen. So zum Beyspiele liefert uns **Eschenburg** eine zweyte Übersetzung des **Shakespear**, da wir doch gewiß an Einer mehr als genug hatten; und so verfällt ein **Lessing**, anstatt uns des **Aristoteles** Dichtkunst zu schenken, (die, mit seinen scharfsinnigen Anmerkungen begleitet, zuverlässig ein Schatz unserer Litteratur würde geworden seyn) auf das **Theater des Diderot**, auf ein Werk, in welchem dieser berühmte Encyklopädist durch alle seine Beredsamkeit den Liebhaber der **echten** Komödie nicht beredet, daß seine Theorie eine vortreffliche Theorie, und seine zwey aufgestellten Muster vortreffliche Muster sind.

Nun aber will ich Ihnen zum Beschluß meiner Äusserung über unser Übersetzungs-Wesen, noch eine kleine Bemerkung mittheilen, die ich sehr oft machte. Sobald man auf dem Titelblatte irgend einer Übersetzung lieset: **frey übersetzt**, kann man richtig schließen, daß das

*) Wir haben, dem Verlaute nach, seitdem eine noch bessere Uebersetzung des Tacitus von Bahrt erhalten.

**) Der Cicero von Garve, der Lucian von Wieland und die Voßischen Uebersetzungen waren damals noch nicht bekannt.

Wort **frey**, so viel als **schlecht** bedeute. Ein Übersetzer kann sich nur Lob verdienen, wenn er den Sinn seines Originals **nicht frey**, sondern **getreu**, in seine Sprache überträgt. Bey den Übersetzungen **guter** Theaterstücke aber bedeutet der sehr gewöhnliche Beysatz: **frey bearbeitet**, gemeiniglich noch etwas schlechteres als schlecht.

Und da ich eben das Wort **Theater** ausspreche: ist das, was **Friedrich** von dem unsrigen erwähnet, nicht werth, ein goldener Denkspruch für ganz Deutschland zu werden? In keiner Gattung ist die Rohigkeit unsers Geschmacks sichtbarer als in dieser. Nicht nur, daß wir seit langer Zeit nichts in diesem Fache gewonnen — wir haben merklich verloren. **Schlegel**, **Cronegk**, **Weise** betraten schon vor dreyßig Jahren mit löblichem Muthe die lorbeerreiche Bahn der **Sophocles**, **Euripides**, **Corneille**, **Racine** und **Voltaire**. Sie lieferten uns bereits Stücke, die in Absicht auf Plan, Charaktere und Diction, ihre Schönheiten hatten, und die wir mit Vergnügen vorstellen sahen. Wären unsre Dichter auf dieser Bahn geblieben, so ist nicht zu zweifeln, daß sie schon durch manches Meisterstück unserer drückenden dramatischen Armuth abgeholfen hätten. Aber siehe! da erscheinen ein paar Sonderlinge, denen diese Bahn zu schwer wird, die aber doch gerne die Ersten am Ziele seyn möchten. Sie suchen sich darum einen andern Weg — freylich einen Weg, den nie ein Mann von Geschmack — von keiner Nation — einschlagen wird. Da wurden auf einmal alle Regeln der Kunst (welche doch so tief aus der Natur selbst genommen sind, als die Regeln irgend einer andern Kunst) da sag ich, wurden alle Regeln in den Staub getreten, alle tragische Würde und Form verachtet, **Aristoteles** und **Horaz** für Pedanten erklärt, und der majestätische

Tempel der **Melpomene** in eine bunt übermalte Gauckelerbude verwandelt. Es war leicht vorherzusehen, daß diese Gaucklerbude von einer Nation, deren Geschmack noch nicht ausgebildet ist, weit mehr angestaunt werden würde, als der herrliche Tempel, der nur für **Kenner** Schönheiten hat. Die Unternehmer befanden sich also ganz wohl bey den neuen Stücken unsrer Genies — wie sie selbst unter einander sich betitelten — und der große Haufen, der lieber Waide für seine Augen als für seinen Verstand zu suchen pflegt, fand ebenfalls seine Rechnung dabey. Was mir (im Vorbeygehen gesagt!) an diesen Theaterstücken, in **Shakespears** und **Hans Sachsens Manier**, bemerkenswürdig scheinet, ist, daß ihre Schöpfer sie gemeiniglich mit der sonderbaren Benennung, **Schauspiel**, bezeichnen. Dieses generische Wort, das, gleich dem lateinischen spectaculum, Alles in sich fasset, was zur Schau gegeben werden kann — als Wettrennen, Thierkämpfe, Gaucklerkünste, Puppenspiel, ja bis auf die im vorigen Jahre zu Wien vorgestellte Affen- und Hunde-Komödie — bedeutet in der Sprache unserer neuesten Theaterdichter (worüber Sie als ein Sprachenkenner ganz gewiß schon gelachet haben) eine **besondere Gattung des Drama**, und zwar die Lieblingsgattung des großen Haufens, weil derselbe versichert ist, in dieser Gattung, nach eingeführter Weise, alles mögliche Schauwerk, lustig und traurig unter einander, Schalksnarren-Späße und Mordthaten, Bestürmung leinwandner Festungen und Triumphaufzüge, brennende Gebäude und Leichenbegängnisse, Hexen und Gespenster, und noch über alles Dieß, in jeder Scene eine andere Decoration zu sehen. Indeß haben diese abscheulichen Stücke (wie der König sie nennt) die regelmäßigen Dichter zum Schweigen gebracht. Seit ihrer Erscheinung ist, so weit ich mich

erinnere, keine wahre Tragödie an den Tag gekommen — denn sie wissen, daß ich unsere bürgerlichen Trauerspiele eben so wenig für Tragödien erkenne, als einen Roman für eine Epopee. Alle Gattungen haben ihren Werth; aber Erhabenheit des Inhalts, Erhabenheit der handelnden Personen, Erhabenheit der Sprache, machen einen eben so auffallenden Unterschied von einer Gattung zur andern, als der Unterschied zwischen dem **Cothurn** und einem Postillons-Stiefel ist.

Zum Unglück muß man besorgen, daß das Verderbniß unsers Theaters noch lange anhalten wird. Nicht nur der Vortheil der Unternehmer — auch die Eitelkeit der Akteurs begünstiget das **Guckspiel**. Aus eben den Ursachen, aus welchen dem großen Haufen die Karrikatur an einem Stücke gefällt, gefällt ihm auch die Karrikatur am **Akteur**. Jeder, nur halb geschickte Schauspieler, wenn er sich ein wenig auf **Grimaßiren** versteht, wird als König **Lear**, **Hamlet** ꝛc. ꝛc. lärmenden Beyfall erhalten. Man lasse den allerbesten in der Rolle eines gut geschilderten tragischen Helden, aus einem **gesitteten Zeitalter**, auftreten, so wird der große Haufen, der hier seine lieben Karrikaturen vermisset, schweigen, und der Akteur mit einem **stillen** Beyfalle sich begnügen müssen — weil man (wie Salomo vom **Lachen** sagt) den Beyfall des Weisen nur sieht, nicht hört. — Vielleicht könnte man leicht erweisen, daß unsre berühmtesten Schauspieler ihre Celebrität bloß dem Guckspiele zu verdanken haben.

Bey allen diesen ungünstigen Umständen, mein Freund, müssen Sie an dem guten Glücke unsers Theaters noch nicht ganz verzweifeln. Noch leuchtet demselben

— und zwar von **Wien** her — ein hoffnungsvolles Gestirn. **Joseph** selbst hat die von ganz Deutschland verlassene Theatermuse in Schutz genommen. Man versichert mir, er habe seine Nationalbühne, auf welcher vor einigen Jahren noch Hanswurste und Bernardone in die Wette schäckerten, bereits in die beste von Deutschland verwandelt. Ich zweifle gar nicht an der Beharrlichkeit dieses Monarchen, der voll guten Geschmackes, voll edler, deutscher Gesinnung ist. Wenn die Einsichten und Grundsätze der aufgestellten Directeurs immerfort der guten Absicht des Monarchen entsprechen; wenn man dem Guck- und niedrigen Possenspiel alle möglichen Zugänge abschneidet, und durch ein paar Jahre mehr die Bildung des Geschmacks, mehr die Ehre der Nation, als die **Theatral-Kasse**, zum Augenmerk nimmt; wenn man unausgesetzt unsre fähigsten Köpfe zu Verfertigung **regelmäßiger** Stücke aufmuntert *): so wird Wien ganz gewiß unsern Nachkömmlingen als die Wiege des guten deutschen Theaters bekannt werden, und **Joseph** der einzige deutsche Fürst heißen, der sich um die Musen seines Vaterlands wesentliche Verdienste erworben hat.

Und hiemit also genug von diesem Artikel.

Ich komme zu dem Unterrichte, den der erhabne Verfasser den Lehrern und Professoren aller Wissenschaften, auf niedern und hohen Schulen, jedem insbesondere ertheilet. — Doch was soll ich ihnen hierüber sagen, mein Freund, um nicht mehr enthusiastischer Bewunderer als

*) Alle diese Bedingungen sind unerfüllt geblieben, und das hoffnungsvolle Gestirn ist seitdem gänzlich von unserm Horizont verschwunden.

kaltblütiger Beurtheiler zu scheinen? — Wie ist es möglich, sprach ich zu mir selbst, daß zwey Augen, die ungefähr so wie andere Augen gebildet sind, so Vieles übersehen können? — Diese Überlegung erinnerte mich an den Ausspruch, welchen **Sülla** über den jungen **Cäsar** machte: **In diesem Jünglinge stecken viele Marii!** Der gute Sülla, dacht ich, würde in keine kleine Verlegenheit gerathen, wenn er uns alle die großen Männer nennen müßte, die nebst **Cäsarn** und den **Mariern** im **Friedrich** stecken. — Desto geschwinder hingegen würde **Lavater** mit der Antwort fertig seyn, wenn man ihn fragte, in welchem Gesichtszuge **Friedrichs** ein jeder derselben stecke.

Diesen Artikel will ich also lieber den Herren Professoren, die sich etwa darin betroffen finden, zu beantworten überlassen. Sie mögen ihre Klageschriften nach Belieben bey unserm litterarischen Areopagus einreichen, auch allenfalls Friedrichs Ostracismus dort begehren; ich meines Orts eile zum Beschlusse meines ohnehin schon zu weitläuftigen Schreibens. Gewiß zu weitläuftig! da es nicht meine Absicht ist, Ihnen eine vollwichtige, gelehrte Abhandlung über diesen fruchtbaren Gegenstand vorzulegen. Ob meine flüchtigen Urtheile des Papiers werth sind, das ich damit verschrieb, mögen Sie selbst untersuchen. So viel kann ich Ihnen versichern, daß sie unverfälschte Früchte meines Gefühls sind, und bin zufrieden, wenn Sie jetzt gegen das Werk de la litterature allemande weniger aufgebracht, und gegen den kindischen Nationalstolz vieler unserer Schriftsteller mehr auf ihrer Huth sind. Die meisten europäischen Nationen haben die litterarische Laufbahn früher betreten als wir; sie sind deßhalb schuldig, auch früher an das Ziel zu kommen. Wo wir ihnen

gleich sind, haben wir schon halb gesieget; nur müssen wir uns nicht mit der Hälfte des Sieges begnügen. Noch mehr sollten wir unsere Kräfte da anstrengen, wo wir wirklich zurücke sind. Da aber schädlicher Eigendünkel und falscher Geschmack seit einigen Jahren so sehr unter den deutschen Kindern des Apollo eingerissen sind, ist es ein Glück, daß ein Lehrmeister von so viel Ansehn und Nachdruck die Correction auf sich genommen hat. Müßten wir hingegen bemerken, daß (wie Sie besorgen) unsre Nachbarn, über **Friedrichs** Aufdeckung unsre Schwäche, ihren Stolz zu sehr erhöhen wollten; so werden wir sie Anfangs um gütige Nachsicht für unsre noch **unreife Jugend** bitten. Und sollte diese Nachgiebigkeit sie nicht billiger machen, so wollen wir sie insgesammt an ihr so merklich **abnehmendes Alter** erinnern. Wir werden unsere Philosophen zu Hülfe nehmen, und von denselben, unter andern Kleinigkeiten, beweisen lassen, daß Europa nicht nur die große Kenntniß des Weltsystems unserm **Kopernik**, sondern auch die unvergleichliche Entdeckung des Gesetzes der **Gravitation** unserm **Kepler**, nicht **Newtonen**, schuldig ist. Wir werden uns öffentlich lustig machen über das Geschichtchen vom Falle eines Apfels, welcher Newtonen zur Entdeckung der Attraction oder Gravitation Anlaß gegeben haben soll, da er doch diese Entdeckung in Keplers Schriften ganz — obgleich unrecht erklärt — mußte gefunden haben; und werden dann, mit allen Lachern auf unsrer Seite, behaupten können, daß das Geschichtchen vom Apfel nichts als eine Erfindung des Stolzes gewesen sey, wodurch er Keplern den Ruhm der Entdeckung entziehen und sich aneignen wollte, wie er sich die Leibnitzische Erfindung der Differenzial-Rechnung angeeignet hat. Wir werden unsre stolzen Nachbarn auffodern, ihre **Mengse** und **Rubens**, ihre **Pichler**,

und **Wille** in der bildenden Kunst, und ihre **Händel**, **Hasse**, **Gluck** und **Haiden** in der Musik, auf den Kampfplatz zu schicken: und wäre das alles nicht hinreichend, ihre Eitelkeit zu demüthigen, so wollen wir unsere ganze Kraft aufbieten, und ihnen **Friedrich den zweyten** selbst nennen. Welche Nation, von den alten und neuern, kann einen **Gleichen** ihm entgegen stellen? Cremsir 1780.

Gespräch des Verfassers

mit dem

Freyherrn Joseph von Retzer,

über einen

wichtigen Gegenstand der Physik.

Ins Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Schon glücklich, wenn sie ihm die äußre Schaale weist.

Haller.

Gespräch des Verfassers

mit dem

Freyherrn Joseph von Retzer,

über einen

wichtigen Gegenstand der Physik.

A. Sie zweifeln also eben so wenig als ich, daß der Erdball, den wir bewohnen, sammt den meisten seiner Gebirgen ehedem unter Wasser war?

R. Es ist gar nicht erlaubt daran zu zweifeln. Die Bibel lehret es uns.

A. Allerdings. Nur ist die Epoche, wovon die Bibel Meldung machet, (die Sündfluth nämlich) keine von denjenigen Epochen, die ich mir ideeirt habe. Mich dünkt es, daß unser Erdball schon vor der Sündfluth — vielleicht unzählige Mahle, und durch lange Zeit — unter dem Meere war, und wieder dahin kommen wird.

Hievon macht die Bibel keine Erwähnung, vermuthlich, weil diese Überschwemmungen keine **Sündfluthen**, sondern auf eine natürliche Art entstandene Überschwemmungen waren. Vor einer künftigen **Sündfluth** aber sind wir ohnehin, nach der Bibel selbst, in Sicherheit; und jeder Regenbogen erinnert uns an die große Verheißung.

R. Was für andere Überschwemmungen, wodurch auf eine natürliche Art sogar die Gebirge unter Wasser kommen könnten, haben Sie sich denn also ideeirt? Wahrlich? Sie würden hierüber mit Voltairen, meinem Lieblings-Schriftsteller, oder vielmehr mit seiner, der Akademie zu Bologna eingeschickten Abhandlung über diesen Gegenstand, gar sehr in Widerspruch gerathen, denn er spottet da nicht wenig über alle diejenigen, welche glauben können, daß wir Menschen jetzt da wohnen sollten, wo ehemals Fische und Austern gewohnet haben.

A. Voltaire hatte bey seinen außerordentlichen Talenten doch auch den Fehler, daß er über viele Dinge zu entscheidend sprach, und dann seine Gegensprecher mit witzigen Spöttereyen abfertigte. Doch könnte man ihm allenfalls dasjenige, was er in dieser Abhandlung sagte, verzeihen. Er war noch jung, da er sie schrieb. Daß er aber noch in einem seiner letzten Werke, im Précis du Siecle de Louis XV. über diese, damals von allen Naturforschern schon anerkannte Wahrheit spottete, darüber muß man sich billig verwundern, da er doch gewiß in seinem Kommentar der Newtonischen Entdeckungen nicht gemeine Kenntnisse in der Physik an den Tag gelegt hatte.

R. Gut! lassen wir also Voltairen! ich bin begierig zu vernehmen, auf welchen Grund Sie ihre Meinung

bauen, daß unser Erdball schon vor der Sündfluth — vielleicht unzählige Mahle — unter dem Meere gewesen sey, und daß wir auch in Zukunft solche Revoluzionen zu befürchten haben.

A. Sie werden sich verwundern, wenn ich Ihnen sage, daß diese Meinung — die ich Ihnen freylich nur als eine Hypothese mittheile — auf dem Thurm der alten Kathedralkirche zu Aquileja in meinem Kopfe entstand. Ich bestieg vor sechzehn Jahren diesen ziemlich hohen Thurm der schönen Aussicht wegen; denn man sieht auf demselben von einer Seite einen Theil des adriatischen Meeres, und bey hellem Wetter die höhern Thürme von Venedig; von der andern, einige der kroatischen Berge, die Stadt Triest, die ganze Kette der julischen und karnischen, und eine Strecke der rhetischen oder tyrolischen Alpen. Ich wußte vorher aus der Geschichte, daß Aquileja, welches vor mehr als tausend Jahren, in Absicht auf Pracht und Reichthum, das zweyte Rom genennet wurde, damals einen der schönsten und des Kommerzes wegen besuchtesten Hafen hatte. Ich wußte, daß in diesem berühmten Hafen jetzt kaum noch Fischerbarken einfahren können, weil dort das Meer, zumal in gerader Linie gegen Venedig zu, von Sandbänken angefüllt und verschlammet ist. Ich wußte, daß alle Bergströme, die sich aus den julischen und karnischen Alpen in das Meer ergießen, als der Isonzo, die Torre, der Tagliamento, die Piave 2c., so oft in den Alpen starke Regen fallen, eine solche Menge von Steinen, Sand und Erde mit sich fortreißen, daß die ganze Ebene von Friaul und Treviso größtentheils unkultivirt da lieget. Wer kann zweifeln (sagte ich mir selbst) daß diese Bergströme, die sich alle zwischen Aquileja und Venedig in das Meer ergießen, durch die mit sich forttreibenden Steine, Sand- und Erdtheile nach und nach jene Meeresgegend in

seichte Lagunen verwandelt haben und nach einiger Zeit in so festes Land verwandeln werden, daß man von Aquileja den geraden Weg nach Venedig, anstatt in kleinen Barken, in Kaleschen wird fahren können?

R. Das scheinet mir sehr möglich zu seyn. Es gibt mehr Gegenden, die vormals dicht am Meere lagen, und jetzt auf beträchtliche Distanzen von demselben entfernet sind. Hingegen gibt es auch Gegenden, wo das Meer immerfort Erdreich von seinen Ufern abspühlet, und immer mehr in das feste Land eindringet.

A. Ohne Zweifel. Allein dieser Umstand bringt keine Veränderung in meine Hypothese. Diese Abspühlungen des Meeres vom festen Lande tragen vielmehr (wie ich in der Folge sagen werde) noch bey, die **natürlichen** überschwemmungen unsers Erdkörpers zu beschleunigen, die ich mir auf dem Thurme von Aquileja erträumet habe.

R. Erträumt? Sie haben doch dort nicht geschlafen?

A. Nein! aber ich nenne von jeher alle Hypothesen Träume, und somit auch die meinige, die ich Sie jetzt beurtheilen lassen will.

R. Das werde ich, weil Sie es begehren. Doch bekenne ich voraus, daß der Ausdruck: natürliche überschwemmungen unsers Erdkörpers — überschwemmungen, wodurch derselbe sammt den meisten seiner Gebirgen unter das Meer kommen könnte, sehr auffallend ist.

A. Nur durch ein paar Minuten schenken Sie mir ihre Aufmerksamkeit, und vieles von dem Auffallenden

wird sich verlieren. Daß die Flüsse und Ströme immerfort Sand und Erde in das Meer forttreiben, haben Sie natürlich gefunden; sollte es denn nicht eben so natürlich seyn, daß die Gebirge durch die Regengüsse (die in eben den gebirgigten Gegenden häufig und stark zu seyn pflegen) immerfort etwas von ihren Massen verlieren, und so — die großen Steinfelsen ausgenommen — allmählich vom festen Lande in das Meer übergehen müssen?

R. Auch das läßt sich noch begreiffen, obgleich lange Zeit dazu gehört, bis diese ungeheuern Massen durch Regengüsse in das Meer übertragen werden können.

A. Aber mein Traum schränkte sich auch nicht etwa auf ein paar Jahrhunderte ein; er reichet in die Jahrtausende, vielleicht in viele Jahrtausende hinaus.

R. Wie könnte man sich also schon viele, und wie Sie sagen, **unzählige** überschwemmungen unsers Erdballs denken, da unsere Zeitrechner das ganze Daseyn desselben nur auf etwa sechstausend Jahre bestimmen.

A. Die Zeitrechner überhaupt sind sehr uneinig unter einander. Es gibt Völker, die das Alter der Welt auf fünfzig — andere, die es auf hunderttausend Jahre hinaussetzen, und noch andere, zum Beyspiel die Indier, die (nach den Berechnungen der Braminen) von mehr Millionen Jahren sprechen. Die jüdische Zeitrechnung, die Sie die unsrige nennen, ist gerade die allerkürzeste: aber zum Glück sind wir eben nicht so strenge verbunden, sie für die richtigste anzunehmen, da selbst der heilige Thomas von Aquin sie um gar Vieles zu verlängern erlaubet.

R. Allerdings haben Sie hierin einen starken Gewährsmann für sich. Der heilige Thomas, der sich durch seine vortrefflichen Schriften den schönen Beynahmen Doctor angelicus erwarb, würde gewiß nicht von der Zeitrechnung der Hebräer abgewichen seyn, wenn wir verpflichtet wären, sie für die richtigste zu erkennen. — Nun freylich, sobald man ein so hohes Alter unsers Erdballs annimmt, und ihm, wahrscheinlich, auch für die Zukunft eine eben so lange Dauer seines Daseyns einräumet, so ist es glaubbar, daß nach und nach alle Gebirge vom festen Lande in das Meer überwandern werden. Ich scheine mir sogar diese Bemerkung schon gelesen zu haben.

A. Sehr leicht! Die Sache geht ja unter unsern Augen vor. Doch ließ sich meines Wissens bisher noch Niemand von den **Folgen** dieser Überwanderungen so vieler Erdtheile in das Meer, eben das träumen, was ich auf dem Thurm von Aquileja davon träumte: nämlich, daß dieser immerwährende Abfluß so vieler Erde in das Meer die einzige Ursache aller derjenigen großen Natur-Revoluzionen war (und künftig seyn wird) durch welche der Theil des Erdkörpers, den wir jetzt bewohnen, schon öfters unter Wasser kam.

R. Ha! diese Vermuthung dünket mich neu zu seyn. Lassen Sie doch hören, worauf Sie dieselbe gründen!

A. Das werde ich — wenn Sie anders Geduld haben, meine Gründe anzuhören: denn Geduld gehört dazu, da wir das ganze mittelländische Meer dabey untersuchen müssen, um sodann von diesem auf andere Meere, und endlich auf das **Ganze** unsers Gegenstandes schließen zu können. Ich wähle für meinen Zweck lieber das mittelländische Meer als ein anderes, weil es uns

das nächste und bekannteste ist; und weil mir dasselbe überdem besser, als irgend ein anderes, zur Erklärung meiner Idee geeignet zu seyn scheinet.

In dieses Meer ergießen sich zwey von den größten Flüssen unsers Erdballs, die Donau und der Nil. Aber ich muß nebst diesen beyden Ihnen noch einige andere, welche diesen beyden am nächsten kommen, in die Erinnerung bringen. Diese sind von der Südseite des mittelländischen Meeres, nebst dem schon genannten Nil, der Radach im Tunesinischen, und der Sebu im Marokanischen Gebiete. Und von der Nordseite, die noch weit beträchtlichern Hauptflüsse, der Ebro in Spanien, die Rhone in Frankreich, der Po in Italien, die schon genannte Donau, der Dniester, der Nieper und der Don — der unzähligen Bergströme gar nicht zu erwähnen, die bey starken Regengüssen vielleicht eben so viel Erde und Steine in dieses Meer führen, als die genannten Flüsse.

Sagen Sie mir nun, ob es nicht sehr natürlich ist, daß das Bassin oder Bette dieses Meeres durch die Menge der von allen Seiten immerfort dahin getriebenen Erdtheilen nach und nach von seiner Tiefe verlieren, und endlich ganz ausgefüllt werden muß?

R. Desto besser! Europa und Afrika werden alsdann zusammen ein festes Land ausmachen, und man wird von einem, dieser jetzt getrennten Welttheile, in den andern eben so in einer Kutsche reisen können, wie man nach ihrer nicht unwahrscheinlichen Meinung noch viel eher von Aquileja nach Venedig über die Lagunen reisen wird, und möchten dazu auch noch so viele Jahrhunderte oder Jahrtausende erforderlich seyn. Auch begreiffe ich jetzt sehr wohl, daß (wie Sie vorher sagten) sogar dasjenige Erd-

reich, welches das Meer selbst hie und da vom festen Lande abspühlet, beytragen muß, die Anfüllung des großen Bassins zu beschleunigen.

A. Ohne Zweifel! und ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie auch auf dasjenige, was ich nur im Vorbeygehen sagte, aufmerksam waren. — Was für Folgen vermuthen Sie nun aber von dieser Ausfüllung des großen Bassins durch den immerwährenden Zuwachs von Erdtheilen? — Nicht wahr, Sie schließen gleich mir, daß die Wassermasse darin, nach Maaß als die Erdmasse zunimmt, nothwendig abnehmen müsse?

R. Das scheinet mir sehr natürlich zu seyn. Und da dem aus dem Bassin des mittelländischen Meeres verdrängten Wasser zu seinem Ablaufe kein anderer Weg als die Meerenge von Gibraltar offen stehet; so vermuthe ich auch, daß dasselbe immerfort durch diese Meerenge in den atlantischen Ocean einlaufe.

A. Wohin sonst könnte es seinen Ablauf haben, da die von allen Seiten immerfort in das Bassin übertragene Erdmasse den Druck des Meerwassers nach dem Ocean bewirken muß? — Man kann sich aber von diesem Drucke nicht sichtbarer überzeugen, als wenn man einen Blick auf den Kanal der Dardanellen wirft. Weil in die meotische See und in den Pontus Euxinus (die eigentlich nur Busen des mittelländischen Meeres sind) die starken Flüsse, die Donau, der Nieper und der Don sich ergießen, so strömet durch diesen Kanal das Wasser sehr merkbar und ununterbrochen in das Hauptbassin hinein. Hätte also das mittelländische Meer nicht seinen Ausfluß bey Gibraltar in den Ocean, so müßte dasselbe nothwendig nach einiger Zeit alle Ufer seines Bettes übersteigen; da durch die

Ausdünstung allein, die zuwachsende Wassermasse unmöglich in die Luft verfliegen kann, und man ohnehin annehmen muß, daß diese Dünste durch Regen, Schnee und Thau wieder in das Bassin zurückkehren. Zur Zeit der **Fluth**, das heißt, zwölf Stunden in vier und zwanzigen, wird zwar dieser Ausfluß nach dem Ocean unterbrochen, da die **Fluth** auf einige Meilen diesseits Gibraltar — aber nur auf zwey oder drey Fuß sich erhebt (indeß sie außerhalb der Meerenge, schon bey Cadix, um vieles höher wird, und an der portugiesischen und barbarischen Küste eine Höhe von zehn und mehr Fuß erreichet). Hingegen muß in den zwölf Stunden der **Ebbe** der Ausfluß nothwendig desto stärker seyn. Und diese **Ebbe** allein bewahret uns vor dem Austritte des mittelländischen Meeres über seine Ufer.

R. Dank ihr! So wird nach und nach das Bette oder Bassin ausgefüllt, ohne daß die Länder, die es umgeben, überschwemmungen zu befürchten haben; und wir — oder vielmehr unsre Nachkömmlinge — gewinnen dabey den Vortheil, dereinst aus Europa nach Afrika mit Postpferden reisen zu können, um etwa die überbleibsel von Karthago zu besichtigen, oder in Utika die Stätte zu sehen, wo der jüngere Cato, nach sehr philosophischen Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele, sich ermordete, um nicht dem bravern Cäsar huldigen zu müssen, oder das Grabmahl der Königinn Sophonisbe aufzusuchen, deren Muthe wir die erste regelmäßige Tragödie der **Neuern** zu verdanken haben.

A. Sie scherzen, mein lieber Retzer. Ich verdenke Ihnen das gar nicht. Als Dichter haben Sie sonder Zweifel das Recht, gegen den Träumer von Aquileja einen scherzhaften Ton anzustimmen, wäre es auch nur,

seiner schlafbringenden Traum-Erzählung etwas mehr Leben zu ertheilen.

N. Schlafbringend kann sie für mich unmöglich seyn, da sie — wie Sie erst selbst bemerkten — mich aufmerksam machet. Ich wollte Ihnen vielmehr einen kleinen Wink geben, daß wir bey der Untersuchung des mittelländischen Meeres unsern Hauptgegenstand, der meine Erwartung noch mehr spannet, aus dem Gesichte zu verlieren anfangen. Ihre Idee, daß mit der Zeit das Bette des mittelländischen Meeres von Erde und Sand angefüllt werden wird, hat allerdings Wahrscheinlichkeit; ist sie aber ihrem Traume von einer allgemeinen Überschwemmung nicht gerade entgegen?

A. Nicht so gerade wie Sie glauben. Nur müssen Sie mich meinen Traum ganz auserzählen lassen; bis jetzt wissen Sie nur die Hälfte davon. — Sagen Sie mir, ob dasjenige, was in den Ländern an dem mittelländischen Meere vorgeht — nämlich daß das Meerwasser durch die von den Flüssen und Bergströmen dahingetriebene Erde zurückgedränget wird — nicht in allen Ländern der Welt, mehr oder weniger, eben so geschehen müsse?

N. Auch diese Frage läßt sich nicht verneinen; die Sache beweiset aber nicht mehr, als daß nach und nach die Gebirge von allen Ländern der Welt (die großen Steinfelsen ausgenommen) in das Meer übergehen werden, wodurch alle jetzt über das Meer hervorragende Theile der Erde sich mehr ausdehnen, das Meer hingegen in seiner Ausdehnung verlieren wird. Desto besser für uns Erdebewohner!

A. Desto schlimmer! dünkt es mich. — Wenn Sie das Auge auf einen Globus richten, scheint es Ihnen nicht, daß unser, ringsherum vom Wasser umgebener Erdkloß — ich nenne ihn lieber **Erdkloß** als **Erdball**, weil er nur in Verbindung mit dem Meere die runde Form eines Balls erhält — daß, sage ich, unser Erdkloß im Meere **schwimme**?

R. Ja! auch scheinet es mir immer beym Anblick eines Globus, daß diese beyden unter sich so verschiedenen Körper nur durch das allgemeine Gesetz der **Gravitation** gegen ihren gemeinsamen Mittelpunkt, sich in dieser runden, oder doch rundscheinenden, Form erhalten.

A. Hievon haben wir ganz gleiche Begriffe. Beyde Körper sind gleich stark von der Natur zu dem Drucke nach ihrem gemeinsamen Mittelpunkte **gezwungen**. Ist es aber nicht zugleich auch nothwendig, daß dieselben in der Lage, oder vielmehr in dem Gleichgewichte unter sich, **worin sie jetzt sind**, sich stets zu erhalten, keiner von beyden dieses Gleichgewicht störe? — Und muß dieses Gleichgewicht nicht mit der Zeit dadurch gestöret werden, daß der jetzt aus dem Meere hervorragende Theil unsers Erdkloßes sich immerfort mehr ausbreitet?

R. Diese Frage getraue ich mich nicht sogleich mit Ja zu beantworten. Denn, wenn auch der Erdkloß (zum Beyspiel in der Weltgegend des mittelländischen Meeres) an **Ausdehnung** gewinnet, so gewinnet er doch an **Schwere** nichts — gesetzt auch, daß alle Länder, die dieses Meer umgeben, mit einem Mahle alle ihre Gebirge in dem Bassin dieses Meeres absetzten.

A. Richtig! Da aber die Wassermasse durch diese Ausdehnung der Erde aus ihrem bisher eingenommenen Raum **in der Erdmasse**, nach dem Weltmeere verdrängt wird, und dieses nothwendig **an Schwere** zunehmen muß, wird dadurch dasjenige Gleichgewicht, in welchem beyde Körper, **in ihrer jetzigen Verbindung mit einander**, das Gesetz der Gravitation **gemeinsam** befolgen, nicht nothwendig mit der Zeit aufgehoben werden? Und könnte sodann unser usurpirende Erdkloß nicht eben das Schicksal haben, das schon so manchem Usurpator zu Theil wurde, der seine Grenzen zu weit ausdehnte — daß nämlich die mehr concentrirte Schwere der Wassermasse, da wo sie mit Gewalt ausbräche, den Erdkloß ebenfalls zurückdränge?

R. Sie stellen mir die Sache vor, als ob — erlauben Sie mir eine poetische Vergleichung, da Sie schon glauben, daß ich den poetischen Styl liebe — als ob unsere Rhea oder Tellus in einem immerwährenden Kriege mit ihrem Sohne Neptunus lebe?

A. Ich stelle sie Ihnen so vor, wie sie Ihnen **Hobbes** vorstellen würde, der den **Krieg** als das Primitiv-Gesetz der uns bekannten Natur betrachtete.

R. Wie können Sie den milzsüchtigen Engländer hier anführen? Ich hielt es jederzeit mit seinen Gegnern, welche die **Harmonie** für die Regentinn der Natur erklären.

A. Vielleicht haben beyde Theile, aber jeder nur ein **halbes** Recht für sich. Auch ich halte es mit Hobbes Gegnern, doch nur in Hinsicht auf das **Große** der uns bekannten Natur, das heißt, in Hinsicht auf die Anord-

nung des **großen All** der Schöpfung von dem unbegreiflichen Schöpfer — allein in Hinsicht auf die verschiedenen, meist **heterogenen Geschöpfe**, welche von dem Schöpfer die Freyheit erhielten, im **Kleinen** selbst zu handeln und zu wirken, wie wir sie täglich selbst handeln und wirken sehen, halte ich es mit dem milzsüchtigen Hobbes. Doch wozu diese Abschweifung? Ich frage nur, ob unser Erdkloß, sobald er durch seine immerwährende Ausdehnung die Verbindung aufhebt, in welcher er jetzt, **gemeinsam** mit dem Meere, das unverbrüchliche Gesetz der Gravitation ausübet, das bisher bestandene Gleichgewicht am Ende nicht stören müsse?

R. In diesem Falle könnte es freylich geschehen, daß das Weltmeer, durch seine concentrirte Gewalt, dem Usurpator (wie Sie unsern Erdkloß nennen) die von ihm nach und nach usurpirten Gegenden wieder entrisse.

A. Gut! Und auf welche Weise kann wohl diese Wiedereroberung statt finden? Diejenigen Stellen, die das Meer vorher in unserm Erdkloß inne hatte, um mit ihm das Gesetz der Gravitation gemeinsam zu bewirken, kann dasselbe nicht mehr zurücknehmen, denn sie sind schon, mehr oder weniger, von Erde, Sand und Steinen besetzt. Es wird also jetzt durch das übergewicht, das es nach und nach durch die Concentration seiner Masse und Schwere erhalten hat, den Erdkloß **zwingen**, eine andere Stelle einzunehmen, worin derselbe das durch seine Usurpation gestörte Gleichgewicht wieder herstellen **muß**.

R. Erlauben Sie! das wäre eine sehr gewaltsame Herstellung des Gleichgewichts, welche die fürchterlichsten Folgen nach sich ziehen könnte.

A. Nichts als eine kleine **Wälzung des Erdkloßes** von dem Punkte, wo die Gewalt des zusammengedrängten Meeres ausbräche, bis auf einen Punkt, wo die beyden Körper wieder Friede schließen, und das ihnen **von dem Schöpfer** vorgeschriebene Gesetz, in Eintracht von neuem befolgen könnten. Diese neue Vereinigung und Verbindung aber würde durch die kleine **Wälzung** des Erdkloßes sehr bald hergestellet werden, denn das Meer, das jetzt die Oberhand über seinen Usurpator gewonnen hätte, würde als ein flüssiger Körper, sehr schnell in diejenigen Fugen und Höhlungen eintreten, welche beyden Körpern, zur Herstellung des Gleichgewichts und einer neuen Verbindung unter sich, nothwendig wären.

R. Hören Sie! Ihr Traum ist einer der schrecklichsten, die noch jemals geträumt worden sind, und fängt wirklich an mich bange zu machen. Zum Glück scheinet er noch sehr weit von seiner Realisirung entfernt zu seyn; denn das Bassin des mittelländischen Meeres wird sicher in langer Zeit noch nicht ausgefüllt werden.

A. Ich führte Ihnen das mittelländische Meer nur als ein Beyspiel zur Aufklärung meiner Idee an; wir wissen aber nicht, was in andern Weltgegenden vorgeht, und ob unser Usurpator nicht auch aus andern Gegenden das Meer bereits soweit zurückgedrängt hat, daß dasselbe sehr bald seine concentrirte Gewalt wird brauchen müssen, um ihn zu bestrafen. Ganz gesichert sind wir wohl keinen Augenblick vor einer solchen Revolution: doch kann sie auch — und das mag zu unsrer Beruhigung dienen — erst nach langer Zeit eintreffen.

R. Ich glaube noch einen Grund mehr zu unserer Beruhigung zu haben. Wenn ja eine solche Revolution

vorgehen könnte, hätte sie meines Bedünkens in der langen Zeit, während welcher wir gewiß wissen, keine gehabt zu haben, schon vorgehen müssen; denn die Natur, die in ihren Wirkungen nicht langsam ist, würde schon längst die beyden Körper in das etwa gestörte Gleichgewicht wieder eingerichtet haben.

A. Sie irren lieber Freund! Die gänzliche Störung des Gleichgewichts zweener so großen Körper kann nicht so geschwind vorgehen, wie Sie glauben. Stellen Sie sich im Gedanken eine große, in vollkommnem Gleichgewicht stehende Waage vor, auf welcher, zum Beyspiel, hundert Zentner auf einmal abgewogen werden könnten; stellen Sie sich sodann vor, daß in eine der beyden Waageschalen jeden Tag der tausende Theil eines Grans eingelegt würde, und Sie sind gewiß nicht in Abrede, daß es lange anstehen müßte, bis die leere Schale von der andern würde empor gezogen werden, weil jede das Gesetz der Gravitation, so lange es nur möglich ist, befolget, und befolgen muß. Schließen Sie nun von diesen zwo Waagschalen auf die beyden ungeheuern Körper, von denen hier die Rede ist! — Daß aber solche Revolutionen schon in vorigen Zeiten vorgegangen sind, bemerket man nur allzuklar aus den Merkmahlen, die unser Erdkloß durch die Beschaffenheit seiner Gebirge, wovon wir schon vorher sprachen, uns vor Augen stellet.

N. Zumahl aus dem Umstande, den fast alle Naturforscher neuerer Zeit einstimmig behaupten, nämlich aus den versteinerten Meergewächsen, Fischen und Meermuscheln, die man auf einigen Gebirgen schichtenweise übereinander findet. Aber die **Wälzung** unseres Erdkloßes von einer Weltgegend in die andere, diese **fürchterliche Wälzung**, wodurch, wenn nicht das ganze, doch der

größte Theil des menschlichen Geschlechtes nothwendig auf einmal ertrinken müßte, die geht mir durchaus nicht in den Kopf.

A. Weil Sie sich das Menschengeschlecht unsers Planetens — der doch selbst, nicht einmal in dem uns bekannten Sonnensystem eine erste Rolle spielt — mit Unrecht, als den wichtigsten Gegenstand der ganzen Schöpfung vorstellen. Und doch scheinet mir, bey Betrachtung des großen, unermeßlichen Weltgebäudes, die Überschwemmung des Menschengeschlechts auf unserm unbedeutenden Erdkloße, ein eben so unwichtiger, vielleicht noch minder wichtiger Zufall zu seyn, als die Überschwemmung eines Ameisenhaufens, bey der Betrachtung unsers ganzen Erdkloßes, ist. Überdem scheinet mir selbst diese Ihnen so fürchterliche **Wälzung** unsers Erdkloßes durch den Ausbruch des angeschwellten **Oceans**, vieles Licht über einen Umstand zu verbreiten, den unsre Naturforscher nicht zu erklären wissen — ich meine den Umstand, daß man in den Schichten der Gebirge versteinerte Fisch- und Muschel-Gattungen häufig antrifft, die gar nicht zu den Gattungen unsrer nächsten Meere gehören; daß man hingegen in den nördlichsten Gegenden von Europa Elephantenzähne, ja ganze Elephanten- und Rhinozeros-Geripye ausgräbt, welche Thiergattungen nur in den heißesten Climaten sich aufhalten und leben; daß man sogar Elephanten, und Rhinozeros-Geripye in Nordamerika gefunden hat; da doch diese beyden Thiergattungen in jenem ganzen Welttheile fremd und exotisch sind. — Lassen diese allgemein bekannten Umstände nicht solche **Wälzungen** unsers Erdkloßes mit vielem Grunde vermuthen — oder vielmehr, sind sie nicht **Beweise** solcher Wälzungen?

R. In der That! ich werde immer mehr besorgt, daß ihr Traum nicht so ganz ein bloßer Traum war. Und diese Besorgniß fängt an, mich unruhig zu machen. Wenigstens wird sie Ursache seyn, daß ich in Zukunft die Gebirge, zumal die hohen, Ehrfurcht und Bewunderung einflößenden Gebirge, nie mehr mit dem Vergnügen ansehen werde, mit welchem ich sie bisher ansah: denn im Grunde sind doch diese ungeheuern Massen am meisten Schuld an den Gefahren, von denen wir nach ihrer Idee — die nun schon beynah ganz auch die meinige ist — bedrohet sind. Aber wie, um des Himmels Willen! haben denn diese furchtbaren Erdmassen, die uns den Untergang drohen, entstehen können? Die meisten davon — und das erkennt man an ihren Bestandtheilen — sind unläugbar unter dem Meere zusammengetragen worden.

A. So wie sie noch jetzt dort zusammengetragen werden. Denn daß die nach und nach von unserm Erdkloß dahin überwandernden Erdtheile dort nur **Ebenen** bilden sollen, läßt sich nicht schließen, und wird durch alle Beobachtungen widerlegt.

R. Ganz gewiß! Aber das erste Entstehen, das **Urentstehen** der Gebirge, deren Umwanderung in das Meer uns so große Gefahr bereitet, wünschte ich genauer kennen zu lernen, weil diese Kenntniß vielleicht ein tröstliches Licht über unsern beunruhigenden Gegenstand verbreiten würde. Herr v. Justi, dessen vortreffliche **Geschichte des Erdkörpers** ich unlängst las, behauptet, daß unser Erdball ganz **eben** von dem Schöpfer gebildet worden sey; und Andre, von nicht geringem Ansehen, glauben und versichern gerade das Gegentheil.

A. Große Ehrfurcht für alle diese Kosmologen! Ich meines Orts bekenne Ihnen gern, daß ich von allem, was **Urentstehen** heißt, nichts, gar nichts weiß.

Ins Inn're der Natur dringt kein **erschaffner** Geist —
Schon glücklich, wenn sie ihm die äußre Schale weist.

Spricht unser Haller, und ich bin — nach oftmaliger Überzeugung von der Wahrheit seines Spruches — ganz mit ihm einverstanden.

R. Haller spricht als ein Dichter von dieser Sache; und ob ich ihn gleich als den philosophischsten von unsern Dichtern, und als einen großen Naturkündigen verehre, so sind doch seine angeführten zween Verse bey weitem nicht vermögend, mich bey einem so wichtigen Gegenstande zu befriedigen. Haben doch verschiedene andere Naturforscher — die auch **erschaffne Geister** waren — uns sogar das **Urentstehen** unsers ganzen Erdballs theils chymisch, theils mineralogisch, theils mechanisch erkläret, und sogar in Kupfertafeln anschaulich gemacht.

A. Das ist mir bekannt. Sehen aber wir arme Schüler dieser großen Meister seitdem klärer hierin, als man vor ihren Erklärungen gesehen hat? Mancher von diesen tiefdenkenden Männern hat uns ohne Zweifel in seinem System Ideen mitgetheilt, die der menschlichen Einbildungskraft Ehre machen. Ich kenne die berühmtesten dieser Systeme — das eines Leibnitz, eines Büffon, eines Wallerius, und verehre sie als Produkte des profundesten menschlichen Geistes; aber zum Unglück für den wißbegierigen Leser ist immer das eine mit dem andern in offenbarem Widerspruche. Ich faßte deßhalb auf immer die — zwar weniger philosophische — Meinung, daß wir

schwache Sterbliche nie mehr Gewisses vom **Urentstehen** unsers Weltkörpers wissen werden, als eine Eule vom Urentstehen des verfallenen Gebäudes weiß, welches sie bewohnet. —

Und wie könnte man auch hoffen, jemals etwas Richtiges davon zu erfahren, da uns (wie ich glaube) noch nicht einmal die **Form** unsers Erdkörpers ganz zuverlässig bekannt ist? — Sie wissen, daß man sich ihn durch viele Jahrhunderte als eine ganz runde Kugel vorstellte. Man widersprach nachher dieser Meinung, und gab ihm die Form eines Eyes, das seine beyden Spitzen immerfort den beyden Polen zukehret: und in unsern Tagen mußte dieses Ey plötzlich seine Stellung verändern, und anstatt der Spitzen — seine **Seiten** — gegen die beyden Pole wenden. Wer kann uns Bürge seyn, daß nicht auch diese letzte Meinung (ungeachtet sie mathematisch erwiesen seyn soll) mit der Zeit ihre Widersprüche finden wird?

R. Ich meines Orts bürge nicht dafür. Desto williger hingegen würde ich Bürgschaft leisten, daß auch ihr **Traum** von Widersprüchen nicht befreyt bleiben wird. Er ist vielmehr schon voraus von einigen Kosmologen widersprochen worden. Denn so, wie Sie unserm Erdball eine schreckliche Revolution durch das **Wasser** vorhersagen, haben ihm andre schon den Untergang durch das unterirdische **Feuer** angekündiget.

A. Ich kenne auch diesen Traum, aber er scheinet mir weniger Glauben zu verdienen, als der meinige. Daß unser Erdklaß, und zwar durch lange Zeit, schon unter dem Meere war, davon haben wir sichtbare Zeichen vor unsern Augen. Und wie die Natur einmal wirkt,

wird und muß sie öfters wirken, so lange eben dieselben Ursachen da sind. Diese Ursachen aber sind von mir bereits deutlich genug angezeigt, und von Ihnen anerkannt worden. Daß hingegen unser Erdball jemals verbrannt worden sey, oder durch **Feuer** eine **allgemeine** Revolution erlitten habe, davon sind uns keine sichtbaren oder überzeugenden Beweise bekannt. Daß unterirdisches Feuer, oder vielmehr entzündbare Materien im Bauche unsers Erdkloßes verschlossen sind, läßt sich nicht läugnen: die Vulkane überzeugen uns davon. Wie tief aber diese entzündbaren Materien sich gegen den Mittelpunkt des Erdkloßes erstrecken, kann nicht angegeben werden; und das sogenannte **Central-Feuer** hat gar keinen überführenden Beweis für sein Daseyn, und erhält auch beym Nachdenken wenig Glaubbarkeit. Nach dem, was wir mit einigem Grunde davon urtheilen können, scheinet es, daß die brennbaren Materien nur in der oberen Rinde des Erdkörpers hie und da gegenwärtig sind, und dort nur durch ein zufälliges Zusammentreffen besonderer Umstände (durch einen unterirdischen Kampf der brennbaren Materien mit Feuchtigkeiten) theils auf der sichtbaren Oberfläche des Erdkörpers, theils auf desselben nicht sichtbarer Oberfläche unter dem Meere, in Vulkane ausbrechen. Und diese Vulkane, wodurch die Oberfläche des Erdkörpers hie und da seine brennbare Materie aushauchet, sollten sie wohl bey allem Lärmen ihrer Explosionen, bey allem Erstaunen, das sie in ihrer Nachbarschaft erwecken, mehr zu bedeuten haben, als die unbedeutendsten Hitzbläschen, welche zuweilen auf einem menschlichen Körper entstehen, und bald wieder vergehen? Einige tausend Jahre sind, verhältnißmäßig, für den großen Erdkörper gewiß nicht längere Zeit, als für den Körper eines Menschen die wenigen Tage sind, binnen welchen seine Hitzbläschen verschwinden.

R. Vielleicht noch weniger im wahren Verhältnisse! Auch besorge ich von ihrem Wasser weit mehr Böses für unsern Erdball, als von dem Feuer, womit ihn einige Naturforscher bedrohen. Aber beyde Aussichten bleiben doch immer eine traurige Alternative für das Menschengeschlecht.

A. Wobey dasselbe doch um vieles weniger bey der Erfüllung **meines** Traums verlieren würde. Einem allgemeinen Brande könnte kein lebendes Geschöpf entkommen — meiner Wälzung des Erdkloßes hingegen sehr viele.

R. Fische?

A. Vermuthlich auch einige Menschen, die sich eben zur Zeit der Wälzung auf den Gipfeln der höchsten Berge befinden würden — denn verschiedene dieser Gipfel würden wahrscheinlicherweise in mehrere, über die Oberfläche des Meeres hervorragende Inseln verwandelt werden, folglich dort auch einige Thiere, Vögel und Insekten Rettung finden. Das Menschengeschlecht, und mit demselben viele Thiergeschlechter, würden also durch den kleinen **Ruck** des Erdkloßes nicht ganz vertilgt werden, wofür vermuthlich Der selbst sorgen würde, der gleich von Anbeginn, unsere Erde mit Menschen besetzt wissen wollte. Das menschliche Geschlecht würde vielmehr nach einiger Zeit in einem natürlichern; weniger verderbten Zustande fortleben, für seine Nahrung sorgen, sich vermehren, sich auf der neuen Oberfläche des Erdkloßes verbreiten, und mit der Zeit eben so gut und schlecht denken und handeln, wie wir es jetzt denken und handeln sehen. Glauben Sie nicht, daß eine solche Veränderung in gewissen Weltgegenden sehr nützlich, ja nothwendig wäre?

R. In moralischer Betrachtung allerdings; zumal in Hinsicht auf die in mancher Weltgegend äußerst verderbten Sitten — auf den immer mehr einreißenden Mangel an Redlichkeit, Treue und Gerechtigkeit. Bedenken Sie aber auch, welche herrliche Werke des Genies und der Kunst zu gleicher Zeit zu Grunde gehen würden.

A. Nichts, gar nichts, was das Menschengeschlecht nach einiger Zeit nicht wieder hervorbringen könnte: denn an angebornen Fähigkeiten wird dasselbe (im Durchschnitte) sich immer gleich bleiben. Nur besondere Umstände, als Erziehung, Sitten- und Geistesbildung, Clima, unterscheiden die Menschen untereinander. Und würde die Natur nicht höchst billig handeln, wenn sie etwa die, durch die letzte Rückung unsers Erdkloßes so wenig begünstigten Weltgegenden, wo jetzt die Grönländer und Lappen wohnen, bey einer künftigen Rückung, unter einen glücklichern Himmelsstrich — zum Beyspiel unter den Himmelsstrich von Griechenland versetzte, wo die etwaigen Überbleibsel dieser Völker, die man jetzt nur als Halbmenschen betrachtet, vielleicht eben so schöne Werke des Genies und der Kunst hervorbringen würden, als uns die bewunderten Griechen hinterlassen haben?

R. Dieß **vielleicht** ist so etwas, das mich nicht befriediget. Ich wünschte, daß die Welt das Schöne und Gute, was sie schon besitzet, nicht in einem Augenblick verlöre.

A. Auch ich wünschte das. Allein sichere Mittel zur Erhaltung der schönen und guten Geistesprodukten anzugeben, vermag ich nicht. Ich kann Sie höchstens mit einem Paar neuer **vielleicht** bedienen. Vielleicht wäre es gut, von den besten Werken unsrer besten Schriftsteller, zumal

der Lehrer **nützlicher** Wissenschaften und Künste, der Geschichtschreiber, der Philosophen und der Dichter (denn die letztern darf ich ja nicht ausschließen, da ich mit einem Dichter spreche) auf den Gipfeln aller höchsten Berge Bibliotheken, und so auch Sammlungen der besten Kunstwerke zu errichten: denn, wie ich schon sagte, kann man doch vermuthen, daß einige dieser höchsten Berge nach der Revolution — wenigstens in einigen Weltgegenden — als kleine Inseln ihre Häupter trocken erhalten werden. Vielleicht wäre es auch gut, wenn man mehrere **Archen**, in Form derjenigen, die sich in der Sündfluth erhielt, erbaute, sie mit den größten Schätzen des menschlichen Geistes anfüllte, und gesunde und starke Bibliothekare und Custodes, vermählet mit gesunden und, wo möglich, auch tugendhaften Frauen, dabey anstellte, damit dieselben nach vollendeter Revolution auch zur Fortpflanzung des neuen Menschengeschlechts **guten** Beytrag leisten könnten. Versteht sich, daß diese Herren und Frauen, sobald die Archen erbauet wären, immerfort in denselben eingeschlossen bleiben müßten, und sie nie verlassen dürften, weil sie sonst bey der etwa noch in diesem Jahre, oder in tausend, oder in hunderttausend Jahren, natürlich sehr schnell eintreffenden großen Meeresfluth, ganz gewiß nicht mehr die Zeit haben würden, in ihre schwimmenden Wohnungen zurück zu kehren. — Nur fodern Sie ja nicht von mir, daß ich zu allen diesen Vorkehrungen einen Vorschlag mache, bevor mein Traum nicht von allen philosophischen Fakultäten in Europa, für Inspiration irgend einer **Nereide** des adriatischen Meeres, folglich für eine unzweifelhafte Wahrheit, erkläret seyn wird.

R. Sonderbar! so lange ich scherzte, waren Sie ernsthaft, und nun mich ihre Ideen ernsthaft machen, treiben Sie Scherz damit.

A. Das bedeutet, daß es Zeit ist, unser Gespräch zu endigen; und daß man besser thut, nach der Erzählung eines Traums zu lachen, als sich (wie das in alten und neuern Zeiten öfters geschah) darüber zu beängstigen. Auch haben wir schon lange genug geschwatzt, und es ist spät. Lassen Sie uns also schlafen gehen! Vielleicht träumen wir diese Nacht etwas Angenehmeres, als was ich vor sechszehn Jahren auf dem Thurm von Aquileja träumte.

Irene.

Skizze

eines Trauerspiels

von drey Aufzügen.

Auf das Wiener Theater gebracht 1781.

Personen.

Mahomet II.

Irene.

Der Großvezier.

Osmin, dessen Sohn, einer der Janitscharen Obristen.

Der Mufti.

Alcanzor, ein persischer Weiser, ehedem Mahomets Lehrmeister.

Isidor, Irenens Vater, ein griechischer Papas.

Selim, ein Offizier aus Mahomets Gefolge.

Ein Imam, oder Oberpriester der Moschee.

Theodora, } Kammerfrauen der Irene.
Anna, }

Gefolge der Irene. Danismente oder mahometanische Priester. Soldaten, und ein Cadi Leskier.

Das Stück spielt im türkischen Lager vor Constantinopel oder Stambul; einen Tag vor Eroberung dieser Stadt.

Vorbericht.

Eh noch die voltairische Irene, der Schwanengesang dieses berühmten Dichters, erschienen war, fand ich sie in einem Zeitungsblatte angekündigt.

Ich wollte errathen, welche von den, aus der Geschichte mir bekannten Irenen, Voltaire sich vorzüglich zum Stoffe gewählt haben könnte; und verfiel sogleich auf die unglückliche Geliebte Mahomets des zweyten. Ich wollte weiter errathen, durch welche Anordnung wohl Voltaire diesem Stoffe regelmäßige Form, tragische Würde und Interesse ertheilt haben könnte; ideirte mir einen Plan — und glaubte dann eines und das andere von Voltairens Tragödie errathen zu haben.

Wie sehr fand ich mich nachher in meiner Meinung betrogen, als ich die voltairische Irene zu Gesichte bekam, und eine ganz andere entdeckte, als ich mir vorgestellet hatte!

Um über die Begebenheit der unglücklichen Geliebten Mahomets (die — was ich aber damals nicht wußte — schon vor mir de la Noue in seinem Mahomet II., doch ganz anders, bearbeitet hatte) nicht vergebens nachgedacht zu haben, fiel es mir ein, was ich schon davon ideirt hatte, niederzuschreiben; und so entstand gegenwärtige Skizze eines Trauerspiels — das ich in Prose auf das Theater gab, weil ich aus mehr Ursachen die Mühe des Versificirens nicht daran wenden wollte; und das ich

schwerlich würde hingegeben haben, wäre es nicht gewesen, der vortrefflichsten von allen mir bekannten deutschen Schauspielerinnen, **Catharina Jaquet**, eine Benefiz-Einnahme damit zu verschaffen.

Auch erhielt dieses Drama bey der Vorstellung wenig Beyfall: wozu — nebst dem Mangel seines ästhetischen Werthes — vielleicht auch der Umstand beytrug, daß die erstgenannte Aktrize in der Rolle der Irene, nicht Gelegenheit genug hatte, ihre Kunst, dramatisches Bley in Gold zu verwandeln, geltend zu machen.

Indeß habe ich doch dieß mangelhafte Kind, nicht gleich einem paar andern meiner dramatischen Kinder, ganz aus der Familie verstoßen wollen, weil es ein paar Charakter-Schilderungen enthält, die vielleicht einigen Lesern gefallen könnten.

Der historische Theil dieses Drama unterliegt vielen Widersprüchen. Einige Geschichtschreiber erzählen diese Begebenheit als unbezweifelte Wahrheit; andere übergehen sie gänzlich, und noch andere verwerfen sie geradezu, als ein von Mahomets Feinden erdichtetes Mährchen. Dem sey nun wie ihm wolle, so kommen sie doch alle darin überein, daß Mahomet der zweyte, bey verschiedenen schönen und großen Eigenschaften, **grausam** war. Von dieser unbestrittenen Wahrheit war es mir also erlaubt, in Ausbildung seines Charakters so viel Gebrauch zu machen, als es mir nothwendig schien, um dem Gange des Stücks, und der Katastrophe, diejenige Wahrheit zu ertheilen, um die ich, als Dichter, mich allein zu bekümmern hatte.

Erster Aufzug.

(Bühne. Links ein Pallast mit vorragenden Säulengängen, wo Mahomet und Irene wohnen. Rechts ein Theil der Moschee. Uebrigens das türkische Lager vor Constantinopel, von welcher Stadt man einige Gebäude und Thürme in der tiefsten Entfernung sieht.)

Erster Auftritt.

Der Großvezier. Osmin.

(Aus dem Pallaste kommend.)

Der Großvezier.

Sagt' ich es nicht voraus, er würde mich nicht sogleich vor sich kommen lassen?

Osmin.

Seit einigen Tagen scheint ihn wirklich mehr seine junge Christinn, als die Hauptstadt der Christen zu beschäftigen. Er wird noch seines ganzen Kriegsheers vergessen.

Der Großvezier.

Recht so, wie ichs wünsche, mein Sohn. Nur noch einige Tage solche Windstille, dann soll es gewiß heftig genug stürmen!

Osmin.

Wenn ihn nur nicht die heutige Schlappe der Janitscharen in Thätigkeit setzt?

Der Großvezier.

Schwerlich. Er wird bös darüber werden — aber, an der Rache statt, sich in Irenens Armen Trost suchen: — was spricht man denn im Lager davon?

Osmin.

Immer läuter, daß unsre Waffen nichts gegen Stambul vermögen werden; so lange des Sultans Herz in den Ketten einer Christinn liegt.

Der Großvezier.

So lang es in Ketten liegt? weiß man noch nicht, daß der junge *) Zärtling jetzt von einer feyerlichen Vermählung träumt?

Osmin.

Das wird erzählt, doch nicht allgemein geglaubt.

Der Großvezier.

Man muß es unverweilt als eine entschiedene Sache bekannt machen. — Es ist nun Zeit, alle Federn zu spannen, die zu unserm großen Triebwerke gehören. — Glaubst du, daß nun die Janitscharen unbedingt meinem Winke folgen werden.

Osmin.

Ganz gewiß, mein Vater! wenn nur nicht ihr blindgetreuer Aga sie zurück hält.

Der Großvezier.

Für Den ist gesorgt. Ich hoffe mir ihn noch heut vom Halse zu schaffen.

*) Mahomet hatte nicht mehr als drey und zwanzig Jahre, als er Constantinopel eroberte, und das griechische Kaiserthum über den Haufen warf.

Osmin.

Nichts ist nothwendiger. Nur verhüthe der Himmel, daß die Janitscharen in dir den Stifter seines Falls erkennen lernen.

Der Großvezier.

Das werden sie nicht, mein Sohn. Auf Mahomets Befehl muß ihr Aga sterben. Eben dieser Umstand soll vollends ihre Herzen gegen den Sultan empören.

Osmin.

O daß der Himmel dir nur halb so viel Glück gäbe, liebster Vater! als er dir Muth und Klugheit gab.

Der Großvezier.

Muth und Klugheit haben zu allen Zeiten das Glück als eine Folgemagt betrachtet. Mahomets Thorheiten selbst bürgen uns für den glücklichsten Ausgang meines Entwurfs. Der allgemeine Haß gegen Irenen hat bereits die tiefsten Wurzeln geschlagen. Sey du mit unsern Freunden bemüht, diesen Haß, so viel möglich, noch zu vergrößern. Nur muß alles, was man wider den Sultan und seine Leidenschaft ausstreuet, für Gesinnung des Mufti außgegeben werden. Dieß ist der beste Zunder, den Glaubenseifer des dummen Volks in Brand zu setzen; und erbittert zugleich des Sultans Herz wider den Mufti. Ohnehin hat es der fromme Schwärmer schon gewagt, ihm unangenehme Vorstellungen zu machen. Ein Bruch zwischen ihnen — wozu ich guten Grund gelegt habe — wird mich desto leichter an das Ziel bringen. Ich bin Großvezier — bin aus Osmanns Geschlecht, aus dem Stoffe, wovon man Sultane macht; und fühle mir Eigenschaften, auch Sultan zu seyn. Nur Muth, mein Sohn! Mehr brauchen wir nicht.

Osmin.

Auch Mahomet hat Muth.

Der Großvezier.

Gehabt. Seine thörichte Leidenschaft hat desselben Stelle beynah ganz eingenommen. Doch wie, mein Sohn? soll ich deine Einwürfe für Kleinmuth betrachten?

Osmin.

Kleinmuth? kann der übelste Ausschlag mir mehr kosten als das Leben? wag ich dieses nicht jeden Tag? und für Wen? für einen Sultan, den ich nicht liebe! indeß du Vater, mein geliebter Vater bist.

Der Großvezier.

Laß dich umarmen, theurer Sohn! du bist meiner würdig. — Ich habe nie daran gezweifelt. Nur laß dich keinen Zufall erschüttern. Veranlasse nichts, wovon ich nicht weiß. Sey aufmerksam auf alles was vorgeht. Berichte mir die geringsten Vorfälle: denn jeder ist itzt von Wichtigkeit.

Osmin.

Der Sultan kömmt.

Der Großvezier.

In Gesellschaft des persischen Weisen — den ich wie die Pest verabscheue!

Zweyter Auftritt.

Mahomet. Alcanzor. Die Vorigen.

Mahomet.

Bringst du mir Nachrichten?

Der Großvezier.

Ja Sultan! — Doch nicht die besten. Im Bosphorus ward gestern Abends eine Galeere in Grund gebohrt.

Mahomet.

Sie wagen sich immer weiter, als ichs befahl.

Der Großvezier.

Dieser Verlust wäre noch erträglich, bester Sultan. Die Janitscharen erlitten diesen Morgen einen größern.

Mahomet.

That der Feind einen Ausfall?

Der Großvezier.

Mit zweytausend Mann, auf einen Laufgraben, der mit fünftausend Janitscharen besetzt war. Und doch schlug sie der Feind in einem Augenblick in die Flucht, und schleppte bey tausend gefangen in die Stadt.

Mahomet.

Ha die Feigen!

Der Großvezier.

Das ist nun schon das drittemal, daß sie sich wie Memmen betragen.

Mahomet.

Ich werde ihre Zagheit bestrafen, den Zehenten erwürgen lassen.

Der Großvezier.

Wenn nur diese Strafe dir selbst weniger schädlich wäre! — Auch, scheint es, lieget der Fehler nur an einem einzigen.

Mahomet.

Den du mir gestern nanntest? — Und doch, lieber Vezier, doch zweifle ich noch heute daran. Ihr Aga war stets einer von den tapfersten des Heeres.

Der Großvezier.

Vielleicht noch — nur an Gesinnung möcht' er nicht mehr derselbe seyn.

Mahomet.

An Gesinnung? wie verstehst du das?

Der Großvezier.

Verzeih, gnädigster Sultan! wenn ich nicht ganz nach deinen Begriffen urtheile. — Ich glaube, die Un-

zufriedenheit einer ganzen Kriegsschaar zeuge allzeit gegen ihr Oberhaupt.

Mahomet.

Mit ihrem Aga sollten die Janitscharen unzufrieden seyn?

Der Großvezier.

Nicht mit ihm — sie sind ihm nur zu sehr ergeben.

Mahomet.

Mit mir werden sie's doch auch nicht seyn?

Der Großvezier.

Dein wohlthätiges Herz überzeugt dich freylich, daß sie es nicht seyn sollten. Doch wer ist mehr dem Undank ausgesetzt, als eben der den meisten Dank verdient? — Meine Wahrheitslieb', o Sultan! ist dir bekannt — selbst meine Pflicht fodert, dir endlich zu bekennen, daß sie mit **Dir** unzufrieden sind.

Mahomet.

Mit Mir?

Der Großvezier.

Du weißt, daß der alte Aga jederzeit ein schwärmerischer Verehrer der Meinungen des Mufti war. Seitdem dieser sich gegen deine Liebe zu Irenen erkläret, bemerkt man Unlust und Muthlosigkeit an den Janitscharen.

Mahomet.

Ich werde den Aga absetzen.

Der Großvezier.

Das ist nicht rathsam, bester Sultan — er ist zu sehr geliebt.

Mahomet.

Ich sollte von seinen Schwärmereyen abhangen?

Der Großvezier.

Das wäre zu viel. Der Stolz Asiens, der Held, den der Ruf schon itzt dem großen Macedonier vorzieht,

den du zum Vorbilde deiner Thaten wähltest *), sollte Sklav auf dem erhabensten Throne der Welt seyn? — Ich würde mein eignes Blut daran setzen, dich von solcher Schmach zu befreyen.

Mahomet.

Was sonst also soll ich, lieber Vezier?

Der Großvezier.

Herr! bey Erwägung deines eignen Besten, der nöthigen Ordnung und des Gehorsams in dem Heere, glaub' ich, du müßtest dich des unbescheidenen Aga ganz — oder gar nicht entledigen. So lang er lebt, werden die Janitscharen ihn nicht vergessen.

Mahomet.

Ich sollt ihn also tödten lassen?

Der Großvezier.

Oder nichts thun.

Mahomet.

Du vergißt der guten Dienste, lieber Vezier! die er dem Staate, mir selbst erwiesen hat. Wäre das nicht häßlicher Undank?

Der Großvezier.

So hat Aicha (dessen Andenken verflucht sey!) dem Omar viele Jahre gut gedient; und zuletzt aus Aberglauben ihn ermordet.

Mahomet.

Solche Verbrechen sehen dem Aga nicht gleich.

Der Großvezier.

Nein! Aber blinder Glaubenseifer, gefährliche Anhängigkeit an die Meinungen des eigensinnigen Mufti — zumal in Absicht auf deine Liebe, das sieht ihm vollkom-

*) Die Geschichte sagt, Mahomet habe sich Alexandern den Großen zum Muster genommen, und alle andere Helden der Vorzeit gering geachtet.

men gleich. Sicher ist es, daß die Janitscharen, in seinem Beyseyn, deine Leidenschaft tadeln dürfen.

Mahomet.

Ha die Verwegenen! — Der Aga ist des Todes werth, wenn er ihnen diese Frechheit gestattet!

Der Großvezier.

Daran hast du nicht zu zweifeln. Durch meinen Sohn selbst kann ich ihn überweisen, daß er sie hundertmal, ohne einmal zu zürnen, die kühnsten Lästerworte wider das liebenswürdigste Mädchen ausstoßen hörte; oft ihnen Beyfall zulächelte, wann sie sich zu Richtern deiner Neigung aufwarfen. Dieß, o Mahomet! läßt uns nur sehr üble Folgen erwarten.

Mahomet.

Zu übel, als daß die Klugheit erlaubte, sie zu erwarten. — Der Aga soll sterben! heute noch! schick ihm eine Schnur! — Es ist nicht Zeit, erst den Divan zu versammeln; ich nehm' es auf Mich.

Der Großvezier.

Ohnehin würde der Mufti zu viel Widerspruch in den Divan bringen.

Mahomet.

Vollzieh meinen Befehl — nur mit der nöthigen Behutsamkeit!

Der Großvezier.

Überlaß mir die Sorge. — Und Wen wirst du zum Aga ernennen?

Mahomet.

— Deinen Sohn.

Der Großvezier.

Ihn? — Deine Großmuth geht zu weit, gütigster Fürst! Seine geringen Verdienste —

Mahomet.

Sie sind nicht gering, gleichen sie auch nicht den deinigen. Er ist Janitscharen Aga!

Osmin.

Verstatte mir gnädigster Sultan —

Mahomet.

Statt alles Dankes erfülle das Vertrauen, das ich in dich setze. — Vezier! morgen vor Tages Anbruch sey das ganze Heer zum Sturme bereit. Itzt laß mir sogleich alle Bassen und Beglerbegs bey der Fahne Mahomets versammeln. Ich will morgen Herr von Stambul seyn, oder nicht leben!

Der Großvezier.

Mahomets Wille gebeuth dem Schicksale selbst. — Doch glaub' ich, würde viel musulmännisches Blut ersparet werden, wenn du noch einige Tage vor dem Sturme die Besatzung ermüden — durch blinde Angriffe ihre Wachsamkeit einschläfern ließest. —

Osmin.

Auch könnt' indeß die neue Mine vollendet werden, die bey den sieben Thürmen schon weit vorwärts getrieben ist, und ein großes Stück vom Walle zusammen stürzen würde.

Mahomet.

Nein! Ich habe, Blut zu sparen, schon zu viel Zeit verloren. Geh nun, und laß mirs berichten, wenn die Anführer der Schaaren beysammen sind. (Der Vezier und Osmin gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Selim. Mahomet. Alcanzor.

Selim.

Herr! der Mufti mit dem Cadi Leskier bittet um Gehör.

Mahomet.

Der Mufti? — mit dem Leskier? — Seine Absicht ist klar. Doch — ich will hören — laß sie kommen. (Selim geht ab.) Der eigensinnige Mufti fängt mir an lästig zu werden. (Er setzet sich.)

Vierter Auftritt.

Der Mufti, (hinter ihm der) Cadi Leskier. Die Vorigen.

Der Mufti.

Herr! es breitet sich im Lager ein neues Gerücht aus, wovon ich schuldig bin, dir Nachricht zu geben. Ohne Scheu erzählt man öffentlich, du hättest beschlossen, deinen ganzen Harem abzuschaffen, und dich mit dem Christenmädchen Irene zu vermählen.

Mahomet.

Das heißt: ich wollte künftig Eine Gemahlinn haben, und diese würde Irene seyn? wozu die übrigen Zusätze?

Der Mufti.

Der Zusatz: Christinn — ist mehr als alles übrige; dieser Zusatz erwecket Ärgerniß.

Mahomet. (Mit Nachdruck.)

Ärgerniß auch Mir, denn er beleidigt mich.

Der Mufti.

Vergib, o Sultan! zu sehr mißkennst du mich noch, kannst du mich eines Vorsatzes, dich zu beleidigen, schuldig glauben? So hast du nie von mir gedacht.

Mahomet.

Nein! nur itzt fang' ich an. Vielleicht ist diese Veränderung eine Folge deines veränderten Betragens!

Der Mufti.

Das Betragen meines ganzen Lebens bin ich bereit vor dir und Gott zu verantworten.

Mahomet.

Mir hättest du nur von den letzten Tagen Rechenschaft zu geben.

Der Mufti.

Ich verstehe dich, Sultan! — Ich that nichts als meine Pflicht, als ich vor wenig Tagen dir eine Vorstellung machte, die bloß dein Bestes zum Ziel hatte. Ich brachte dir nicht verächtliches Pöbelgeschwätz, nicht selbst erträumte Hirngespinnste vor — es waren Urtheile der frömmsten und angesehensten Musulmänner. Deine Krieger selbst halten es für Fluch des Propheten, daß die schwachen Mauern Stambuls unsern unabsehbaren Heeren und Flotten schon acht und vierzig Tage trotzen. Sie selber sprechen öffentlich: Dein auf den heiligen Koran beschworner Christenhaß habe sichtbarlich abgenommen, seitdem Irene so unumschränkt über deine Sinne herrscht. So unverwerflich diese Meinungen nach meiner eignen Beurtheilung sind, nahm ich sie doch nie öffentlich in Schutz; ich erklärte mich darwider. Aber zu gleicher Zeit rieth ich dir, die Wurzel des Übels zu zerstören und Irenen abzuschaffen. Du verwarfst meinen Rath. Die Unzufriedenheit des Heeres dauerte fort, und erhält itzt eine fürchterliche Vergrößerung durch das Gerücht, daß du ein förmliches Eheband mit dieser Ungläubigen knüpfen wollest. Ich bringe dir von diesem neuen Umstande Nachricht, und du erzürnest darüber. Was hab ich begangen, das unverantwortlich wäre?

Mahomet.

Nichts — wenn die Zunge des Volks nicht mehr der Dolmetscher **deiner** Gesinnungen ist, als **deine** Zunge der Dolmetscher der Volksgesinnungen.

Der Mufti.

Untersuch es, Herr!

Mahomet.

Es ist nicht Zeit dazu. Morgen werd' ich Stambul bestürmen — ich hoffe, erobern. Vielleicht finden die frommen Musulmänner dort andern Stoff zu Gesprächen, als ein unschuldiges Mädchen, das sich durch Reiz und Tugend meine Liebe erworben hat.

Der Mufti.

Der große Prophet segne dein Unternehmen! Nur Herr! verwirf den Rath eines redlichen Dieners nicht — schaff zuvor die Christinn ab! Die Sage, daß du sie ehlichen wirst, hat sich schon sehr ausgebreitet; diese Sage könnte deinen Absichten —

Mahomet.

Du bist unerträglich, Mufti! welche Gewalt kann mir widerstreben, wenn ich Irenen heut noch für meine Gemahlinn erklaren will?

Der Mufti.

Religion und Gesetze.

Mahomet.

Eigensinniger Mann! bin ich der erste Sultan, der eine Christinn ehlicht? hab' ich weniger Recht, eure Einwürfe zu verachten, als Orchan, Amurat und Bajazet hatten?

Der Mufti.

Auch Sie wurden von frommen Musulmännern, vom Divan selbst getadelt — ob sie gleich Fürstinnen ehlichten, deren Rang und Ansehen dem osmanischen Reiche Anhang brachte.

Mahomet.

Rang und Ansehen? Du wirst auch noch die Grade des Ranges bestimmen, nach welchen wir Christinnen lieben dürfen. Lehre sie mich kennen diese Range und Titeln

der europäischen Memmen, die insgesammt vor mir zittern, damit ich eine Wahl treffen kann, die deinem Dünkel entspricht!

Der Mufti.

Ach Sultan! du könntest unmöglich eine gefährlichere treffen, als diese.

Mahomet.

Lächerliche Furcht — vor einem armen Mädchen, das nicht geschaffen ist, Furcht zu erwecken.

Der Mufti.

Sie ist von Stambul, das du erobern willst. Schon hast du den Befehl, die strafbaren Einwohner auszurotten, bloß auf ihr Verlangen widerrufen. Ihr Vater ist Papas daselbst, ein unversöhnlicher Feind unsers Glaubens, ein Liebling des Patriarchen...

Mahomet.

Und diese mit einander würden sodann mich zum Christen machen? — Genug! alle deine Gründe sind zu schwach, meinen Vorsatz zu entkräften. Vielleicht hätt' ich ihn noch eine zeitlang aufgeschoben: aber eben die verwegenen Einwürfe, eben der kühne Tadel eines Pöbels, dem meine Wünsche heilige Gesetze seyn müssen, beschleuniget ihn. Heute noch will ich Irenen am Altare für meine Gemahlinn ernennen.

Der Mufti.

O verhüt' es, großer Prophet!

Mahomet.

Veranstalte unverweilt alle Zubereitungen, und erwarte mich diesen Abend in der Moschee. — He! (Zum Selim.) Sag Irenen, daß ich, gleich nach der Rückkehr aus dem Lager, die Freude haben werde, sie als Gattinn zu umarmen. (Selim geht ab.)

Der Mufti.

Sieh mich bittend zu deinen Füßen, o Mahomet!

Mahomet.

Keine neuen Beweise deines Eigensinns! Ich habe gesprochen; gehorche!

Der Mufti.

Du willst es — ich muß! (Im Abgehen.) O Gott! lenke sein irrend Herz zu einem andern Entschluß!

(Mahomet steht auf.)

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Alcanzor.

Mahomet.

Nun Alcanzor! hast das erbauliche Geschwätz deiner Aufmerksamkeit gewürdigt?

Alcanzor.

Ja, lieber Sultan! ich habe genug gehört; und kann nun wieder in meine Einöde zurückkehren.

Mahomet.

So eilends? Das ist unmöglich. Sag' mir itzt deine Meinung über das, was du hörtest!

Alcanzor.

Wozu? — Du hast schon deine eigene Meinung; die meinige könnte dir mißfallen.

Mahomet.

Mißfallen? Warum?

Alcanzor.

Weil ich gerade das Gegentheil von dem sagen würde, was du zu hören wünschest.

Mahomet.

Das Gegentheil?

Alcanzor.

Ja Sultan! — Du bist doch mehr mit deinem Vezier zufrieden, als mit deinem Mufti?

Mahomet.

Das zu errathen, brauchtest du kein Weiser aus Zoroasters Schule zu seyn.

Alcanzor.

Übel genug! Ich bitte dich, laß mich wieder nach Hause ziehen.

Mahomet.

Es ist nicht rühmlich, daß du dich so gegen mich beträgst. Du weißt, daß Mahomet deinen Rath stets hochgeachtet hat.

Alcanzor.

Du scheinest mir nicht mehr Mahomet zu seyn.

Mahomet.

Warum, Alcanzor?

Alcanzor.

Weil du den Bösewicht nicht mehr vom Biedermann zu unterscheiden weißt.

Mahomet.

Wer wäre denn dieser Bösewicht?

Alcanzor.

Ganz gewiß dein lieber Vezier.

Mahomet.

Und der Biedermann? — der Mufti?

Alcanzor.

Er scheint es zu seyn.

Mahomet.

Er scheint es — Gut! Aber mit welchem Grunde erklärst du den Vezier für einen Bösewicht?

Alcanzor.

Ein Mensch, der einen andern — zumal einen Monarchen, so unverschämt in das Angesicht lobt, soll kein Bösewicht seyn?

Mahomet.

Zumal einen Monarchen? —

Alcanzor.

Es ist Staatsverbrechen, Verrätherey an Millionen Menschen, das Herz eines Monarchen durch Schmeicheley zu verderben.

Mahomet.

Wohl! Aber ihn loben, wenn er Lob verdient?

Alcanzor.

Muß die Nachwelt, die unbestechliche Nachwelt: denn sie allein ist uneigennützige und glaubbare Richterinn der Fürsten. Wer ihn lebend — in den Bart hinein lobt, mündlich oder schriftlich, ist ein strafbarer Schmeichler, ein Staatsverbrecher. O Mahomet, Mahomet! wenn du solche Ungeheuer lieben — nur dulden kannst, muß ich dir viel übels weissagen.

Mahomet.

Zum Beyspiel?

Alcanzor.

Daß dein Thron in kurzer Zeit bloß von Nichtswürdigen umgeben seyn wird. Tugend und Rechtschaffenheit werden dieser verächtlichen Gesellschaft wegen, Dich fliehen, und Niederträchtigkeit und Arglist die ersten Stellen deines Reiches einnehmen. Die Folgen davon denke dir selbst hinzu.

Mahomet.

Ich habe jetzt an den Vezier zu denken. Diesen hab ich allzeit als redlich gekannt.

Alcanzor.

Heute ist ers nicht mehr. Der Redliche schmeichelt nicht — so wenig, als der Vernünftige Lust haben kann, der Affe eines Schmeichlers zu seyn.

Mahomet.

Du wirst beißend, Alcanzor!

Alcanzor.

Ganz gewiß würd' ich das am Ende scheinen müs=

sen: darum bitt' ich dich nochmals, laß mich nach Hause kehren.

Mahomet.

Nicht so unfreundlich, lieber Alcanzor! Du weißt, daß ich einen weisen und biedern Mann stets weit höher schätzte, als all das vergüldete Gesindel, das sich um mich — oder vielmehr um meinen Thron herum wirbelt, sein Glück da zu finden. Dir hab' ichs zu verdanken, daß ich Mensch bin — mehr Mensch, als andre Musulmänner. Aufklärung, Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, Alles hab' ich von dir. Der alles Das so aufrichtig dir gesteht, der inständig dich um deine Freundschaft bittet, soll der sie nicht verdienen?

Alcanzor.

Ja, Mahomet! mit diesen Gesinnungen verdienst du Freunde zu haben. Nur lerne vor Allem — und das muß der erste Schritt seyn! — die rohe, rauhe Wahrheit lieben. So bald sie, dir gefällig zu seyn, der mindesten Schminke bedarf, so kann ich nicht mehr dein Mann seyn.

Mahomet.

Du sollst es seyn, Alcanzor! du sollst es seyn. Ich bitte dich, entzieh mir deine Freundschaft nicht. Sey noch künftig der Lehrer meiner Jugend. Tadle, so frey du willst, meine Fehler; ich bekenne, daß ich seit deiner Abwesenheit viele beging.

Alcanzor.

Und wer begeht mehr als derjenige, an dem Niemand sie zu tadeln waget? den sie mancher Bösewicht gerne begehen sieht, weil er sie zu nützen weiß? — Ich bin nur seit gestern bey dir, und habe schon so viel Böses gesehen, daß mir für deine ganze Zukunft bange wird.

Mahomet.

Eröffne mir über Alles dein Herz. Du sollst sehen, ob ich deine Erinnerungen schätze.

Alcanzor.

Wohl! ich werde dir nichts verhehlen. Vor allem hüthe dich vor dem unverschämten Vezier. Er spottet deiner — oder er betrüget dich. Ich glaube das Letztere.

Mahomet.

Bloß weil er mir schmeichelt?

Alcanzor.

Schon das wäre genug; aber er gab noch andere Zeichen. Eines der merkbarsten war seine boshafte Anklage des alten Janitscharen Aga. Ich fürchte, du hast eine grausame übereilung begangen.

Mahomet.

Nein, Alcanzor! wirklich haben die Janitscharen schon dreymal so schlecht gefochten. Ein Beyspiel war nöthig.

Alcanzor.

Aber dieses Beyspiel? — Du selbst erinnertest anfangs den Vezier an die Verdienste des alten Kriegers. Welche Freude ergoß sich in diesem Augenblick durch meine Seele! — Aber ach! der schlaue Heuler bringt Gründe vor, wodurch er deine Leidenschaft zu seinem Sachwalter macht — und sogleich ist des Aga Tod beschlossen — der Tod eines Mannes, der hundertmal sein Leben für den Staat, für dich selbst ausgesetzet — ohne Untersuchung, ohne Beweise!

Mahomet.

Die Untersuchung wäre gefährlich.

Alcanzor.

Gefährlich? — der muthige Krieger, der morgen den Kaiser der Griechen zu seinen Füßen sehen will, der täglich seine Brust tausend Schwertern unerschrocken entgegen stellt, der sollte Gefahren scheuen? Gefahren, die mit dem Vollzug einer heiligen Pflicht verbunden sind, noch mehr scheuen als den Gräul — eines Meuchelmords?

Mahomet.

Ach liebster Alcanzor! du spaltest mir das Herz. Ich habe mich übereilt. Du sollst meine Reue sehen! — Holla! (Selim kömmt.) Mit größter Eile suche man den Vezir auf! Bey Todesstrafe soll er meinen Befehl, in Betreff des Janitscharen Aga, nicht vollziehen, bis ich noch einmal mit ihm gesprochen. Eile wie möglich! (Selim geht ab.) Sieh die Wirkung deines Raths. Schon hat er den Aga gerettet.

Alcanzor.

Nicht so, Mahomet! du magst ihn strafen, wenn er schuldig ist. Ich begehre keinen Verbrecher zu retten, nur Dich wollt' ich vor einem **Meuchelmorde** retten.

Mahomet.

Habe Dank, edler Freund! (Umarmt ihn.)

Alcanzor.

Und nun wäre noch ein Gegenstand übrig — das Christenmädchen. — —

Mahomet.

Von dieser, Alcanzor, kann nichts in der Welt mich trennen. Sie macht das größte Vergnügen meines Lebens aus.

Alcanzor.

Zum Verdruß deines ganzen Volks.

Mahomet.

Das sind Vorgebungen des eigensinnigen Mufti. Er — Er allein verfolget sie! verfolgt sie, weil ich sie liebe, weil ich sie reizender, tugendhafter finde, als alle die geistlosen Klötze, die er Rechtgläubige nennt.

Alcanzor.

Es sind mehr Andre, liebster Sultan, die wider deine Leidenschaft murren. Der Ruf davon ist bis in meine Einöde erschollen. Bloß dieser Ruf hat meine Reise veranlasset. Dein ganzes Heer ist wieder Irenen aufgebracht.

Mahomet.

Alle, die es sind, sind es auf Anstiftung dieses Schwärmers.

Alcanzor.

O dann wär er nicht Schwärmer, dann wär er Verräther — und dafür halt' ich ihn nicht. Ich betrachte deine Liebe nicht als Religionssache. Auch hass' ich Irenen nicht. — Ich liebe sie vielmehr, weil sie dir Vergnügen schafft. Doch glaub' ich, daß du als Staatsmann, als Held — nicht als Musulmann — sie abschaffen sollst.

Mahomet.

Sie abschaffen? Unmensch! erst verwiesest du mir eine Grausamkeit, und nun foderst du eine weit größere von mir? Die ich so zärtlich liebe, die zärtlich mich wieder liebt, soll ich verstoßen? Nimmermehr, Alcanzor!

Alcanzor.

Verstoßen? Dieß sollst du nicht, Mahomet. Schaff sie nur auf eine Zeit aus dem Lager. Erobere Stambul. Stelle dein Heer zufrieden: dann kann die Reihe auch Irenen treffen. Ganz gewiß kömmt eine Zeit, da du, ohne deinen Ruhm preiszugeben, Irenen besitzen kannst. Nur in dem entscheidungsvollen Jetzt opfere der geprüften Tugend den Liebhaber auf, und sey ganz Regent!

Mahomet.

Das bin ich. Eben deßhalb muß ich deinen Vorschlag verwerfen. Ich habe beschlossen; meinen Entschluß bekannt gemacht; ich kann ihn nicht widerrufen. Man soll mich nicht zu den schwachen Fürsten zählen, die jeden Augenblick ihre Gesinnungen ändern, und täglich durch den heutigen Schluß beweisen, daß sie noch gestern irrig — oder gar nicht dachten.

Sechster Auftritt.

Selim. Die Vorigen.

Selim.

Herr! Irene ist hier, und bittet allein mit dir zu sprechen.

Mahomet.

Irene? — Laß sie kommen. (Selim geht ab.) Verlaß mich itzt, theurer Alcanzor. Irene muß dringende Ursachen haben, daß sie mich hier aufsuchet.

Alcanzor.

Lebe wohl, Mahomet! (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Mahomet. Irene. (Ihre Begleiterinnen in der Tiefe.)

Mahomet.

Hier suchst du mich, geliebte Irene? was bewog dich dazu?

Irene.

Dein Entschluß, o Sultan! der großmüthige Entschluß — —

Mahomet.

Wie glücklich bin ich, dir endlich diesen längst gewünschten Beweis meiner Liebe zu geben — dich endlich so hoch über andere Sterbliche zu erheben, als deine Reize, deine Tugend es verdienen.

Irene.

O könntest du jetzt meine Seele durchschauen! könnt' ich durch Worte dir meine Erkenntlichkeit — die geringste meiner Empfindungen schildern! — Doch Herr! faßte

nicht deine Liebe allein diesen plötzlichen Entschluß? hast du auch seine Folgen, so viele Hindernisse, dein eignes Wohl zu Rathe gezogen?

Mahomet.

Dein Glück macht das meinige — Was sonst als dieses sollt' ich zu Rathe ziehen.

Irene.

Ach Mahomet! deine Unterthanen betrachten nicht, wie Du, eine Geliebte in mir. Man spricht, daß viele Neider meines Glückes — die seit langer Zeit deine Neigung im Stillen tadeln — nun öffentlich gegen unsre Vermählung murren. Verzeih, daß ich's wage, dich an einen Umstand zu erinnern, der mein Herz mit rastloser Angst erfüllet.

Mahomet.

Was für Träume! lächerliche Träume!

Irene.

Nicht Träume, Mahomet! — So sehr deine Liebe bemüht ist, all Unangenehmes mir zu verhehlen, glaubst du, daß diesem Herzen, das auf Alles, was dich angeht, so aufmerksam ist, etwas verborgen bleibt? — Ach Sultan! es ist nicht itzt das erstemal, daß ich vor meinem eignen Glücke zittere.

Mahomet.

Zittern? Du zittern? Deine schändlichen Neider, die Elenden, die meine Empfindung tadeln, weil sie selbst jeder Empfindung unfähig sind, die mögen zittern. Ich habe beschlossen — weh dem Verwegenen, der meinen Entschluß durch ein Wort mißbilligt!

Irene.

Wenn aber Meuterey zu besorgen seyn sollte — du mußt es einsehen — wenn der Staat, dein Ruhm, du selbst in Gefahr gerathen könntest; würd' es nicht besser seyn, unser Bündniß noch aufzuschieben?

Mahomet.

Aufzuschieben? — Irene kann das fodern?

Irene.

Mit Aufopferung meines eignen Glückes, bitt' ich dich darum.

Mahomet.

Ich weiß nicht, was ich denken soll. — Seit wann hast du ein Auge für Gefahren, die mit dem Besitz Meiner verknüpft sind? Seit wann hat dein Herz gelernet, in der Liebe so staatsklug zu seyn? Sollte wohl dein Rath eine Frucht kaltblütiger Betrachtungen, und für mich ein Beweis deiner Gleichgültigkeit seyn?

Irene.

Gleichgültigkeit? — O Mahomet! Seit drey Jahren blieb dir keine Empfindung meines Herzens verborgen: hast du je Gleichgültigkeit gegen Dich darin entdecket? O könnt' ich mit meinem Leben dich überzeugen —

Mahomet.

Woher also der niedrige Kummer, der — wo nichts anders — doch Mißtrauen in meine Vorsichtigkeit anzeigt? — auch dieß Mißtrauen, Irene, ist kränkend für deinen Geliebten.

Irene.

O wärest du nichts als mein Geliebter! wie mancher Kummer wäre meinem Herzen noch unbekannt! Doch Herr! du bist auch Sultan, Beherrscher, Vater unzähliger Völker — und Ich — ein geringes Mädchen, an Stand und Religion dir so ungleich — eine Christinn — schon deßhalb deinen Völkern verhaßt: und nun plötzlich deine Gemahlinn — gegen eine von jeher ihnen heilige Gewohnheit: — könnten wohl so viele wichtige Umstände mir unbemerkt bleiben? sollt' ich so manche furchtbare Nachricht von der Unzufriedenheit deines Volks gering schätzen können?

Mahomet.

Ganz gewiß solltest du das. Es wäre **meine** Sache, der Schlange den Kopf zu zertreten, die auf dem Wege, den **Ich** dich führe, dich vergiften wollte. Doch alle deine Besorgniß ist ungegründet. Die boshaften Gegner unsrer Wünsche sind deines Kummers nicht werth. Wagten es auch einige Verwegene, auf unsre Verbindung zu schmähen — das Schmähen dieser Würmer durchdringt nicht den Staub, worunter sie kriechen. Und gesetzt, sie erkühnten sich sogar, meuterisch ihr freches Haupt zu erheben: Mahomet schützet dich — du hast nichts zu befürchten.

Irene.

Ach Mahomet! liebenswürdiger Held! welche Wunderkraft strömet von deinen Lippen in mein Herz, und scheint es gewaltsam über sich selbst zu erheben! — Verzeih meine Kleinmuth! ich hielt deinen Entschluß für gefährlich — gefährlich **dir**, mein Geliebter! — welch ein furchtsames Wesen ist das Herz einer Liebenden! — Aber auch wie leicht zu trösten, wann ihr Geliebter ihr Tröster wird.

Mahomet.

Nur laß den Trost durch keinen Zufall dir künftig rauben. Verachte das Nattergezisch deiner Feinde: so lang ich über ihr Leben herrsche, sollen sie nicht über meine Neigungen herrschen.

Achter Auftritt.

Selim. Die Vorigen.

Selim.

Herr! alle Bassen und Beglerbegs erwarten deine Befehle bey der Fahne Mahomets.

Mahomet.

Ich komme. (Selim tritt zurück.) Lebe wohl, schöne Irene! Ich gehe, den allgemeinen Sturm anzuordnen. Morgen soll deine Vaterstadt dich an meiner Seite auf Constantins Thron erblicken!

Irene.

Du schonest doch der armen Einwohner?

Mahomet.

Ich hab' es dir schon zugesagt, meinem Heere befohlen. Alle sollen Gut und Leben Irenen zu verdanken haben. (Geht ab; Irene kehrt in den Pallast zurück.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

(Die Bühne ist ein Zimmer der Irene.)

Erster Auftritt.

Irene. Theodora.

Irene.

Welche Nachricht, Theodora! mein Vater? es ist nicht möglich! mein Vater? hier?

Theodora.

Hier — vor der Mauer deines Gartens — in elender Bettlerkleidung, nachdem er die ganze Nacht verborgen in einem Gesträuche zugebracht hatte. Mitleid mit einem Armen, an dem ich einen Christen erkannte, trieb mich zu ihm. Sobald er unter wehmüthigen Klagen über sein Schicksal, herausgeforscht hatte, daß auch Ich Christinn, und in deinen Diensten bin, gab er sich mir zu erkennen.

Irene.

Soll ich es glauben? — O Himmel! wenn es ein Betrüger wäre!

Theodora.

Alle Umstände schützen ihn gegen diesen Verdacht. Er beschrieb mir deine Gestalt — kein Maler könnte dich

treffender schildern. Er erzählte mir die ganze Geschichte deiner Entführung eben so, wie du sie mir öfters erzählet hast. Er beschrieb mir deine Mutter — den armenischen Bösewicht, der euch auf der unglücklichen Wallfahrt raubte, und dich an Mahomet verkaufte — kurz alles, und noch mehr, als ich vorher durch deine Erzählungen gewußt.

Irene.

Wie hat Er selbst diese Umstände erfahren?

Theodora.

Das ist mir unbekannt.

Irene.

O Gott! was soll ich thun! Soll ich in seine Arme eilen? ohne Vorwissen meines Geliebten? wenn ich entdeckt würde!

Theodora.

O das wolle der Himmel nicht! — lieber laß ihn zu Dir kommen. Es ist nicht schwer, ihn verborgen hieher zu führen; und hier kann man euch leicht vor einer überraschung bewahren.

Irene.

Glaubst du nicht, daß ich ihn mit Mahomets Einwilligung sehen könnte?

Theodora.

Nimmermehr. Mahomet ist zu gut von seinem brennenden Religionseifer, von seinem unversöhnlichen Hasse gegen alle Musulmänner unterrichtet.

Irene.

Und doch muß ich ihn sehen! ich muß ihn sehen, Theodora! den ehrwürdigen Sterblichen, der mir das Leben gab — den guten Vater, der mich so zärtlich liebte. — Geh liebste Freundinn! Sieh, daß daß du ihn zu mir bringen kannst — aber um des Himmelswillen! daß Niemand als du und Anna davon wisse! — da ist sie.

Zweyter Auftritt.

Anna. Die Vorigen.

Anna.

Des Sultans Liebling, Alcanzor, bittet um Erlaubniß, mit dir zu sprechen.

Irene.

Alcanzor! — weiß er nicht die Schwierigkeiten ...

Anna.

Er gibt vor, es sey höchst nothwendig.

Theodora.

Wer weiß, hat er nicht Aufträge vom Sultan!

Irene.

Ach, wie lästig ist mir dieser Besuch!

Theodora.

Vernimm ihn, Irene. Du wirst dann noch Zeit genug haben, deinen Vater zu sehen, eh Mahomet wiederkehrt.

Irene.

Wohl, laß ihn kommen!

(Anna geht ab.)

Theodora.

Ich werd' indeß deinem Vater Nachricht und Trost bringen.

Irene.

Versicher' ihn meiner kindlichen Ehrfurcht, und daß ich trachten werde, sobald es möglich, seine Kniee zu umfassen.

(Theodora ab.)

Dritter Auftritt.

Alcanzor. Irene. Anna.

Alcanzor.

Ich muß mit dir allein seyn, Irene! (Irene winkt; Anna geht ab.) Es wird dich befremden, daß ich zu dir komme?

Irene.

Als Mahomets Freund, kömmst du vermuthlich mit Aufträgen von Ihm?

Alcanzor.

Nein — doch seinetwegen, über wichtige Dinge mit dir zu sprechen.

Irene.

Erkläre dich.

Alcanzor.

Ich bedarf zuvor einer Erklärung von Dir — einer Erklärung — so aufrichtig, schöne Christinn, als ob du sie deinem Beichtiger machtest. Rechne dagegen auf gleiche Verschwiegenheit!

Irene.

Sprich edler Alcanzor!

Alcanzor.

Liebst du den Sultan so zärtlich, als er es glaubt?

Irene.

Welche Frage?

Alcanzor.

Eine eben so ungeschmückte Antwort, mein Kind! Es liegt viel daran, daß wir aufrichtig gegen einander seyn.

Irene.

Gegen dich werd' ich es desto mehr seyn, da du mir durch Mahomet selbst als ein edler Mann bekannt bist. —

Ja, Alcanzor! so zärtlich als noch je ein Herz geliebt haben kann, liebt das meinige den Mahomet — nicht den Sultan; den liebenswürdigsten Mann Asiens — nicht Asiens Beherrscher. Nur diese heftige Liebe war bisher vermögend, mir Trost bey dem traurigen Schicksal zu ertheilen, das mich von Vaterland, von Eltern, von meiner Kirche, von allem, was mir das heiligste ist, auf ewig trennet. Solltest du ja an diesem Geständnisse zweifeln können, so fodre Thaten zum Beweise.

Alcanzor.

In eben dieser Absicht siehst du mich hier. Und ich werde nicht weniger von dir begehren, als diesen zärtlich geliebten Mahomet aus der größten Gefahr zu erretten.

Irene.

Mahomet in Gefahr?

Alcanzor.

Mahomet, du selbst, viele Tausende, das ganze Reich!

Irene.

O Gott, was muß ich hören!

Alcanzor.

Vermuthlich vernahmst du, daß Mahomets Entschluß, sich mit dir zu vermählen, der Keim vieler Unzufriedenheit im Heere ist?

Irene.

Ja, Alcanzor. Ich selbst bath ihn deswegen vor Kurzem um einen Aufschub unserer Vermählung.

Alcanzor.

Ich glaube nicht, daß diese Unzufriedenheit in dem Herzen des Volkes geboren ward; ich halte sie für eine Brut boshafter Aufwiegler, die sich derselben als eines Mittels bedienen, verrätherische Anschläge gegen Mahomet auszuführen. Kurz, ich sehe das Feuer eines erschrecklichen Aufruhrs aus der Asche hervorglimmen, zu dessen allge-

meinem Ausbruch eure Trauung selbst die Losung seyn wird.

Irene.

O Himmel!

Alcanzor.

Mahomets Umstände sind desto gefährlicher, da die Arglist seiner Verräther ihn zu mehr andern Schritten zu verleiten wußte, die ihn schon nahe an einen furchtbaren Abgrund brachten. Einen der schlimmsten that er heut erst, als er den beliebten Janitscharen Aga, auf seichte Anklagen eines Bösewichts, erdrosseln ließ. Ich versuchte alles mögliche, es zu verhindern; erwirkte auch Widerruf seines Befehls: doch vergebens! es war zu spät — zu spät, weil ein Verräther den ungerechten Befehl schneller vollzog, als noch je das löblichste Geboth eines Fürsten vollzogen wurde. Diese That erzeuget schreckbare Folgen. Während daß die Janitscharen schon Rechenschaft vom Blut ihres Aga fodern, streut man im ganzen Heere aus: der Aga sey getödtet worden, weil er gegen Mahomets Vermählung mit der Christinn gesprochen; eben dieses Schicksal würde nächstens den Mufti, und so alle eifrige Musulmänner treffen. Das schnellfressende Gift der Meuterey hat schon so viele Herzen angesteckt, daß die Anzahl der Getreuen nun die kleinere zu seyn scheinet.

Irene.

O Gott! und ich Unglückliche bin Schuld an so viel Jammer! an den Gefahren meines Geliebten!

Alcanzor.

Um so mehr ist es deine Pflicht, ihn zu retten.

Irene.

Ich ihn retten? ach Alcanzor! wenn ich ihn retten kann — sage! gebiethe mir, und müßte mein Leben das Opfer seyn!

Alcanzor.

Ohne alle Gefahr, ohne Mühe kannst du ihn retten.

Irene.

Sprich, edler Freund!

Alcanzor.

— Schwöre dem Christenthum ab! nimm Mahomets Glauben an.

Irene.

— Mahomets Glauben?

Alcanzor.

Das einzige Mittel, deinen Geliebten, dich selbst zu erhalten. Durch diesen einzigen Schritt vernichtest du alle Anschläge der Verräther, allen Vorwand ihrer Empörung, und entwaffnest den zu gräulvollen Thaten schon gerüsteten Frevel. — Du schweigst? — Vielleicht verwunderst du dich, daß ich zu einer Religion dich berede, der ich eben so wenig als der deinigen angehöre? — Desto minder verdächtig sollte dir mein Vorschlag seyn, da weder Eigendünkel noch Heucheley, da bloß Liebe für Mahomet Antheil daran hat.

Irene.

Ach Alcanzor! wie schrecklich ist dein Begehren! wie grausam mein Zustand! — Nur um **diesen** Preis wäre Mahomet zu retten?

Alcanzor.

Um keinen andern.

Irene.

Sollte nicht mein Tod hinreichend seyn?

Alcanzor.

Dieser würde nur Beweis deiner Liebe, nicht Rechtfertigung Mahomets, nicht Beschämung und Sturz seiner Feinde seyn.

Irene.

So ist kein Mittel übrig, Alcanzor! so ist Alles verloren!

Alcanzor.

Erwäge wohl, was du beschließest. — Bey allen Rathschlägen mit uns selbst, liebe Irene, gebühret der Vernunft die entscheidende Stimme. Nur Sie kann auf zweifelhaften Wegen uns glücklich zum Ziele bringen.

Irene.

O der blinden Führerinn! Sie, die selber so oft auf der ebensten Bahn gleitet, sie soll durch die schrecklichen Abgründe mich leiten, wo jeder Fehltritt Ewigkeiten entscheidet?

Alcanzor.

Ich sehe deine Schrecken nicht ein: doch was immer dein Glaube gebiethen mag — Selbsterhaltung, Erhaltung eines Geliebten — ich schweige von den übrigen Vortheilen, die dich erwarten — sind so viel Entschuldigungen...

Irene.

Entschuldigungen? vor Gott?

Alcanzor.

Ich zweifle nicht. Ein Imam würde dir's gründlicher erklären. Ich werde dir einen senden.

Irene.

Nein, Alcanzor! Nimmermehr! — O Mahomet! Mahomet!

Alcanzor.

Er erläßt dir diese fruchtlosen Seufzer. Durch sie wirst du nicht die fürchterliche Wolke vertreiben, die, von so viel Donnerkeulen schwanger, über seinem Haupte schwebt. — Er will gleich nach seiner Rückkehr aus dem Lager, das Bündniß vollziehen; sagst du bis dahin nicht dem Christenthum ab, so ist er verloren. — Du antwortest nicht? — Die Zeit ist kostbar, Irene!

Irene.

Ach Alcanzor! edler Freund deines Monarchen! Was soll ich sagen?

Alcanzor.

Ein einziges Wort.

Irene.

O das entsetzliche Wort! Mache mich verstummen, Allmächtiger! vernichte alle meine Sinne, eh ich deinen heiligen Nahmen verleugne!

Alcanzor.

Deine Vorurtheile sind erschrecklich, Irene!

Irene.

Die That, die du foderst, ist weit schrecklicher.

Alcanzor.

Diese Meinung ist Schwärmerey. Berathschlage dich mit einem Imam.

Irene.

Nimmermehr! nur Zweifeln ist Laster.

Alcanzor.

Unglückliches Mädchen! ich beklage die Blindheit deiner Jugend. Sie macht dich zur Mörderinn deines Geliebten, deiner selbst.

Irene.

So weit konnte mein trauriges Schicksal mich bringen: aber keine Gewalt bringt mich zu einem Verrath an meinem heiligen Glauben!

Alcanzor.

Es sey! — Ich that, was ich vermochte. Ich verlasse dich nun. Vielleicht überzeugt eigne Überlegung dich besser von der Güte meines Raths, als Ich's vermögend war. Nur bitt' ich dich, dem Sultan zu verschweigen, daß ich bey dir war. Leb wohl!

Irene.

Sorge nicht, edler Mann! Niemand soll es erfahren.

(Alcanzor geht ab.)

Vierter Auftritt.

Irene allein.

Welche Entdeckung! — unglückliche Irene! erst so nahe dem höchsten Gipfel des Glücks; nun plötzlich so nahe dem erschrecklichsten Sturz! — und doch, doch ists meinem grausamen Schicksal zu wenig, mich allein zu stürzen — auch mein Geliebter, der großmüthige Fürst, der sein ganzes Glück, seinen Thron mit mir theilet, muß ein Opfer meines Unglücks werden! — O Mahomet! warum hast du meine Warnung verachtet? — Du tadeltest die Furcht deiner Irene, und deine Unerschrockenheit selbst reißt dich und sie ins Verderben. — — Doch — kann Alcanzor nicht irren? — könnten seine Nachrichten nicht aus eben den Quellen geflossen seyn, woraus ich die meinigen erhielt? die meinigen, die Mahomet mit so viel Zuversicht verlachte? — Könnte nicht Alcanzor — o wonnereicher Zweifel! — könnte nicht Alcanzor meine Glaubensänderung wünschen, weil er sie Mahomets Absicht nur gemäßer, nicht weil er sie nothwendig zu seyn glaubet? — Fasse dich, Irene! — der Held, der dich schützet, hat Muth von dir gefodert. Noch hast du nicht Grund, über dein Schicksal zu klagen; — ist die Bahn, worauf es dich führt, mit Dornen bestreut, so ists auch die Bahn zum beneidenswürdigsten Glücke, das noch je einem Mädchen zu Theil ward.

Fünfter Auftritt.

Theodora. Anna. Irene.

Irene.

Ach liebste Freundinnen! — wo seyd ihr so lange? — führt mir meinen Vater hieher. (Theodora geht ab.)

Anna.

Alcanzor wollte ja allein mit dir seyn. — Doch wie betrübt siehst du aus, Irene?

Irene.

Ach Anna! Alcanzor hätte mich bald überredet, ich sey das unglücklichste Mädchen auf Erden.

Anna.

Er muß ein besonderes Maaß haben, Glück und Unglück auszumessen. Die Braut des Sultans das unglücklichste Mädchen? Mir scheint, dieser Weltweise sieht auch, wie die meisten seines Standes, mit beyden Augen das Böse, und nur mit einem das Gute in der Welt.

Irene.

Wer weiß, was die Vorsicht noch verhänget! — Ach Freundinn! wie werd' ich meinen lieben Vater empfangen?

Anna.

Mit sehr betrübtem Angesichte, wenn du es nicht vorher aufheiterst.

Irene.

Habe ja genau Acht, daß niemand uns überrasche. Mahomet würde mir's gewiß übel nehmen, daß ich diesen Schritt ohne sein Wissen gethan.

Anna.

Sieh, da kommen sie schon. Ist das dein Vater?

Sechster Auftritt.

Isidor. Theodora. Die Vorigen.

Irene.

Himmel! er ist es — er ist es! (Indem sie ihm zu Füßen fällt.) Ach Vater!

Isidor.

Tochter — geliebte Tochter! (Er hebt sie auf, und umarmt sie; Theodora und Anna gehen ab.)

Irene.

Da alle Hoffnung verloren schien, gibt der Himmel mir dieß Glück!

Isidor.

Welch ein Beweis seiner grenzenlosen Gnade!

Irene.

O nun darf ich noch hoffen, einst auch meine liebe Mutter zu umarmen.

Isidor.

Deine Mutter? nicht mehr, mein Kind! — Deine Mutter — ach! seit drey Jahren — ist sie nicht mehr!

Irene.

O Gott! — — Doch liebster Vater! wie erhieltest du diese Nachricht?

Isidor.

Durch den armenischen Bösewicht selbst, der euch raubte; unter dessen Augen sie einen Tag nach eurer Trennung aus Betrübniß den Geist aufgab. Dieß Ungeheuer ward vor Kurzem über andere Missethaten ergriffen, und bekannte sich auf der Folter auch zu dieser. Bloß durch ihn erfuhr ich auch Dein Schicksal, meine Tochter. Nichts konnte mich zurückhalten, mit Gefahr meines Lebens sogleich dich hier aufzusuchen. Glücklich kam ich, mit Hülfe dieser Kleidung, schon gestern Abends hier an, und hielt mich die ganze Nacht am Eingange deines Gartens verborgen.

Irene.

O Zärtlichkeit! o Macht der väterlichen Liebe!

Isidor.

Nun aber, geliebtes Kind! nun entreiß mich einem angstvollen Zweifel! — Seh' ich noch meine Freude, seh' ich noch eine Christinn in dir?

Irene.

Ja liebster Vater!

Isidor.

Habe Dank, barmherziger Gott — Laß dich an meine Brust drücken, Irene! mein würdiges Kind!

Irene.

Hast du daran gezweifelt, mein Vater? gezweifelt, ob deine väterlichen Lehren sich ungeschwächt in meiner Brust erhalten? Ja liebster Vater! nicht alle Schätze der Welt hätten mich meinem Gott entführen können. — Doch — es wäre unedel, wenn ich den Schein einer Tugend mir für Tugend anrechnen ließe. Der großmüthige Musulmann, den das Geschick mir zum Herrn gegeben, mißbrauchte nie seine Macht gegen mein Gewissen. Freund aller Tugenden, ist er kein Feind unsers heiligen Glaubens. Leichtsinn oder Wankelmuth in einer so wichtigen Sache, würd' er selbst an mir getadelt haben.

Isidor.

Wie, meine Tochter? du sprichst doch vom Mahomet?

Irene.

Wen sonst in seinem ganzen Reiche könnt' ich mit solchen Farben schildern?

Isidor.

Ich erstaune! Mahomet wäre der Freund aller Tugenden?

Irene.

Ja Herr! der durch Wohlthaten und Liebe, troz meinem widrigen Schicksale, mich glücklich macht.

Isidor.

Dich glücklich macht? Er — der bekannte Wüthrich, der Gräul aller Rechtgläubigen? — Die Schlange verändert wohl öfters ihre Haut, aber niemals ihre Natur.

Irene.

Ach Vater! beurtheil' ihn nicht nach den Begriffen seiner Feinde! Ich muß ihnen widersprechen, mein Vater, wenn ja Wahrhaftseyn Pflicht ist, und Wohlthaten Dankbarkeit verdienen.

Isidor.

Wohlthaten? Wohlthaten hätte dir Mahomet erwiesen? — O was für Ahndungen! Unglücklicher Vater! — Ach Irene! wie kurz war meine Freude! verlornes Kind! bekenn' es nur! bekenn' es! du liebst ihn!

Irene.

Ach Vater! deine fürchterliche Unruhe verschließt mir den Mund.

Isidor.

Du liebst ihn, Irene?

Irene.

O Himmel! nie hätt' ich geglaubt, bey diesem Geständniß zittern zu müssen!

Isidor.

Du hieltest es also für erlaubt, einem Ungläubigen dein Herz zu weihen?

Irene.

Er hat es durch Zärtlichkeit und Güte gewonnen.

Isidor.

Durch teuflische List — durch eben die Kunstgriffe, wodurch Satan, seit unsern ersten Ältern im Paradiese, die meisten Menschen verführte. — Unbegreiffliche Verblendung! Durch Zärtlichkeit und Güte? Zärtlichkeit? o der verfluchten Zärtlichkeit eines Wollüstlings, der unter hundert unglücklichen Schlachtopfern seiner Lüste vielleicht auch Dich seiner thierischen Neigung würdiget!

Irene.

Nein, liebster Vater! nein! so schimpflich hat Mahomet deine Tochter nicht behandelt. Nichts ist mir leich-

ter, als seine Rechtschaffenheit und meine Ehre — deine eigne Ehre, gegen jeden Verdacht dieser Art zu retten.

Isidor.

Wie wirst du das vermögend seyn?

Irene.

Hör', liebster Vater. Als man nach meiner unglücklichen Gefangennehmung mich als Sklavinn vor Mahomet brachte, war seine erste Empfindung Erbarmen und Mitleid mit meinem traurigen Schicksale...

Isidor.

War er nicht Mitursache deines Schicksals, Mitverbrecher des Räubers?

Irene.

Nein, Herr! sein Herz mißbilligt solche Grausamkeiten; doch mußt' ich nach den Gesetzen dieses Volkes Sklavinn bleiben — seine, oder eines andern Musulmanns. Aus einem edlen Antrieb erkaufte er mich selbst. Er fand mich tugendhaft, und nahm meine Tugend in Schutz. Denn so ist Mahomets Seele geartet: jede Gelegenheit, wo sie von andern durch Großmuth sich auszeichnen kann, ist ihr willkommen. Er warf mich nie in die Klasse der Unglücklichen, mit denen du mich hier vermenget glaubst. Jeden Tag wuchs seine Achtung und Liebe. In kurzer Zeit hatt' ich eben so viel Freyheit, als man bey uns meinem Geschlechte verstattet. Aus einer Sklavinn ward ich Geliebte eines Sultans; statt zu gehorsamen, geboth ich. Mit solchen Vorzügen hätt' ich mich allerdings glücklich achten können: aber dem Mahomet war ichs noch nicht genug. Troz unzähligen Widersprüchen, troz den Gefahren, die ihn selbst bedrohen, beschloß er, durch ein feyerliches Bündniß mich als seine Gemahlinn auf Osmanns Thron zu erheben.

Isidor.

Als Gemahlinn? — Mahomets Gemahlinn?

Irene.

Ja Herr! Eben der heutige Tag ist zur Vermählung bestimmt.

Isidor.

— Großer Gott! deine Prüfung ist zu hart; ich werde sie nicht überstehen. Ein Kind, das ich so zärtlich geliebt, mit so viel Mühe zur Tugend erzogen, mit so viel Eifer in deiner heiligen Lehre unterrichtet, das find ich nun plötzlich — auf dem Wege der schrecklichsten Laster! — Ach Irene! welchen Jammer hast du deinem alten Vater am Ende seines Lebens zubereitet? Du die Gemahlinn Mahomets? eines Ungläubigen? eines Verfluchten?

Irene.

Ach liebster Vater! wie viele unsrer Fürsten, selbst Kaiser, haben Töchter an Sultane verehlicht! warum soll es Mir ein Verbrechen seyn?

Isidor.

Alle beleidigten Gott. Schändliche Rücksichten, eine teuflische Staatskunst hat sie verleitet. Aber nie hat ein oecumenisches Kirchenhaupt, ein Patriarch, seine Einwilligung ertheilt. Eben diese sträflichen Vergehen brachten den Zorn des Himmels über uus. Seit jener Zeit drückt der Fluch des Allmächtigen das Reich der Griechen darnieder. — Und diese gottlosen Beyspiele willst du nachahmen? Du im Schoose der heiligen Religion erzogen, eines Papas Tochter, du willst nach so verdammlichem Beyspiel das Ärgerniß aller Rechtgläubigen, die Schande deines Vaters werden? — Und — aus welchem Antrieb? — Nimmermehr werd' ich glauben, daß Liebe für einen so hassenswürdigen Wüthrich dich verblende. Eitle Hoheit, der Thron des Wüthrichs, nicht Er, fesselt dein Herz. Elendes Geschöpf! heut auf dem Throne — morgen eine Speise der Würmer — glücklich noch, könnten

Würmer dein ganzes Wesen verzehren! Aber ach! der beste Theil von dir, die unsterbliche Seele — auf ewig ein Raub der Höllen!

Irene.

Ach Vater! deine Vorwürfe zerfleischen mein Herz. Erbarmen! Erbarmen mit deiner unglücklichen Tochter!

Isidor.

Nicht meine Vorwürfe, Irene! die Vorwürfe deines Gewissens peinigen dein Herz. Sie werden es allzeit peinigen, so oft die Stimme der Wahrheit es aus seinem unseligen Schlummer erweckt. — Ist es möglich, daß diese Empfindungen nicht schon tausendmal deine Seele bestürmten? Betrachte ringsumher unsre in Schutt verkehrten Städte, die von Leichen besäeten Felder, die vom Christenblut geschwellten Flüsse, die in ärgerliche Moscheen verwandelten Tempel des Allerhöchsten! hör das Schluchzen sterbender Greise, das Geschrey mißhandelter Weiber, das Winseln verschmachtender Kinder! Alles, Alles ist das Werk des Ungeheuers, in dessen Armen du dein Heil zu finden hoffst. — Ach Irene! sollte dein Verstand wirklich schon zu schwach seyn, um den ganzen Gräul deines Vorhabens zu begreiffen; solltest du es wirklich für erlaubt halten, dich mit dem Feinde deiner Religion zu verbinden, seine mörderische Hand, die vom Christenblute rauchet, als Gattinn anzunehmen, in einer Moschee, unter Leitung eines gotteslästerischen Imams ihm einen Eid der Treue zu schwören; solltest du allen diesen Gräul nicht mehr erkennen — so laß dich wenigstens die Thränen eines unglücklichen Vaters bewegen! Sieh den armen Greis, der dir das Leben gab, und gerne um dein Heil das seinige dahingäbe; sieh deinen liebenden Vater, sieh ihn zu deinen Füßen!

Irene.

O welch ein Anblick! unmöglich! unmöglich zu er-

tragen! Steh auf, o Vater! ich bin zu Allem bereit. Gebiethe! erkläre mir deinen Willen! und kostet es mein Leben, ich werd' ihn vollziehen.

Isidor.

Kann ich darauf bauen, mein Kind?

Irene.

Ich beschwör' es bey Allem, was heilig. Gott wird mir die Kräfte verleihen, deinem Winke zu folgen.

Isidor.

Wohl! mache dich zur Flucht gefaßt. Du mußt noch diese Nacht mit mir in deine Vaterstadt zurückkehren.

Irene.

Ich bin bereit. Ja liebster Vater! ich werde dir folgen. Nur muß ich vor diesem wichtigen Schritt dir noch eine Entdeckung machen. Morgen wird Constantinopel gestürmet. Schon vor einigen Tagen befahl Mahomet, bey Eroberung der Stadt alle Einwohner zu tödten. Durch mein Flehen bracht' ichs dahin, daß er den schrecklichen Befehl widerrufte, und bey Todesstrafe verboth, das Blut eines Einzigen zu vergießen. Erwäg die Folgen seines Zorns über meine Entweichung. Erwäg das Schicksal der Unglücklichen, denen ich das Leben erbath — und dann, liebster Vater, entscheide!

Isidor.

— Entsetzliche Nachricht! Das Blut so vieler Tausenden! so vieler tausend Christen! — entsetzlich, Irene! — O warum ist es nicht um unser Blut allein zu thun!

Irene.

Gebiethe! ich werd' Alles vollziehen.

Isidor.

— Nein, Irene! Das können wir nicht wagen; es wäre Grausamkeit, ein sündhaftes Mittel deiner Rettung. Ich kann nichts beschließen. Ich muß vorher mit dem Patriarchen sprechen. Nur Er kann entscheiden. Aber

bald hoff' ich im Stande zu seyn, dich zu belehren. Ich hab' einen Weg entdeckt, auf welchem ich unbemerkt, auch bey Tage durchkommen kann. Auf diesem werd' ich sogleich zurückkehren, und mit Hülfe Gottes ehestens dich wieder sehen.

Irene.

Doch Vater! meine Trauung? alle Zubereitungen sind gemacht; Mahomet will sie jetzt gleich nach seiner Rückkehr aus dem Lager, vollziehen.

Isidor.

Ersinne dir einen Vorwand, sie aufzuschieben.

Irene.

Auch das ist gefährlich, mein Vater. Aus andern Gründen bath ich den Sultan schon diesen Morgen um einen Aufschub. Er ward unwillig, beynah erzürnt. Ein wiederholter Versuch könnt' ihm Verdacht erwecken, und auf ewig mich der Mittel, dich wieder zu sehen, berauben.

Isidor.

Unglücklicher Vater! wie viel Angst und Gefahr begleitet jeden deiner Schritte! — Ach Irene! auch hierin weiß ich uns keinen Rath.

Irene.

Wenn ich nun gezwungen würde, vor deiner Rückkehr das Bündniß zu vollziehen?

Isidor.

— Verzeih, großer Gott, verzeih mir einen Entschluß, den ich zur Erhaltung meines Kindes, zum Heil so vieler tausend Rechtgläubigen fasse! — Irene! kannst du ohne Gefahr keinen Aufschub erhalten — so — vollzieh das schreckliche Bündniß. Es wird nicht schwer seyn, die Auflösung eines Gott so mißfälligen Bundes beym Patriarchen auszuwirken. Über Alles werd' ich dir ehestens seine Befehle überbringen. Bleib indeß deinem Versprechen, deinem armen Vater und deinem Gotte getreu.

Siebenter Auftritt.

Theodora. Anna. Die Vorigen.

Theodora.

Mahomet nähert sich schon dem Pallaste.

Isidor.

Leb wohl, meine Tochter! (Er umarmt sie.) Die Vorsicht wache über dich!

Irene.

— Gott begleite dich, o Vater!

(Er geht mit Theodora ab.)

Anna.

Der heutige Tag, theure Irene! ist für dich ein sehr wichtiger Tag — voll der rührendsten Ereignisse. Ich wünschte mir nur eine davon zu erleben — die, meinen lieben Vater wieder zu sehen. Wie entzückend muß ein solcher Augenblick seyn!

Irene.

Ja Anna! er war auch Mir entzückend — aber ach! wann genießt der arme Mensch einer lauteren Glückseligkeit? Ich war noch nie so glücklich — und nie so unglücklich, wie heute.

Anna.

— Wenigstens hab' ich dich nie so schwermüthig gesehen. Deine Augen schwimmen ja noch in Thränen! und doch ist es nöthig, daß du dich fassest, eh Mahomet kömmt. Du weißt, welchen Antheil er an jeder deiner Trübsale nimmt. Es könnt' ihm in den Sinn kommen, die Ursachen deiner Schwermuth zu untersuchen. — Doch um des Himmelswillen, fasse dich! er kömmt wirklich.

Irene.

Ach Anna! theure Freundinn! sey du jetzt meine Zunge und mein Verstand; ich habe beyde verloren!

Achter Auftritt.

Mahomet. Irene. Anna.

Mahomet.

Endlich, angebetete Irene, ist dem morgigen Tag sein Gang vorgezeichnet, und jede seiner Verrichtungen bestimmt. Die Uneinigkeit meiner Feinde unter sich, die Schwäche der Mauern und Besatzung, ihre Muthlosigkeit, die zumal von der Seite des Bosphors jede Stunde sichtbarer wird, sind mir Bürgen eines gewissen Sieges — eines **gewissen** Sieges, wollt' ich auch nur den zehnten Theil meiner Macht dazu gebrauchen. Ich gebrauche sie ganz, damit keiner meiner Krieger sich einst beschwere, ich hätt' ihm die Ehre mißgönnt, zur Eroberung der künftigen Hauptstadt des osmanischen Reiches Beytrag zu leisten. — Nun aber, Irene! ist es Zeit, an die Vollendung unsers heutigen Planes zu denken. Er ist mir weit angenehmer, und uns beyden nicht weniger wichtig. In festlicher Pracht erwartet man uns bereits in der Moschee. Selbst der mürrische Mufti sieht sich gezwungen, durch seine Gegenwart deinen Triumph zu verherrlichen! Komm also, meine Geliebte, komm, das Glück deines zärtlichen Mahomets auf ewig zu befestigen, und dich des deinigen versichern zu lassen! — Wie? — du weichest zurück — Thränen funkeln in deinen Augen? — was quälet dich, Irene?

Irene.

Ach Herr!

Mahomet.

Sprich, meine Geliebte! ich zittere vor den stürmischen Wolken, die dein schönes, sonst immer heiteres Antlitz verfinstern.

Irene.

O Mahomet! wenn es erlaubt wäre — wenn ich dich nicht erzürnte — durch die Bitte, die ich unerhört schon diesen Morgen wagte — O Herr! um unsre zärtliche Liebe! — nur heute noch verschieb unsre Trauung.

Mahomet.

Unsre Trauung? Warum Irene? — wenn ich deine Gründe wichtig genug finde, mir selbst zu widersprechen — du weißt, daß ich gewohnt bin, dir keinen Wunsch unerfüllt zu lassen.

Irene.

Ich habe Nachricht von den Bewegungen, die durch Hinrichtung des Janitscharen Aga. .

Mahomet.

O darum sey unbekümmert! Ich weiß von der Unzufriedenheit der Janitscharen. Es ist mir leid um ihren Aga. Ich war aufgebracht, da ich seinen Tod beschloß, und der Vezier war zu eilfertig im Vollzug meines Befehls. Doch der Vezier selbst both sich an, die Sache sogleich zu vermitteln, und haftet mit seinem Kopfe dafür. — Ganz gewiß hat er bis itzo schon alles abgethan, weil ich keine Nachricht mehr erhalte. Dieser Umstand ist also zu klein, dir Kummer zu erwecken. Mir allein überlaß diesen Kummer!

Neunter Auftritt.

Selim. Mahomet. Irene. Anna.

Selim.

Sultan! im Heere ist Aufruhr, gefährlicher Aufruhr.

Mahomet.

Wie, Selim?

Selim.

Alle Janischaren haben zum Gewehr gegriffen.

Mahomet.

Ist der Vezier nicht vermögend, die Frevler zu zähmen?

Selim.

Viele Getreue zeihen ihn selbst der Verrätherey. Mit mehr Wahrscheinlichkeit aber behaupten Andere, die Meuterer hätten ihn in Stücke gehauen. So viel ist gewiß, daß sie eh zum Gewehr griffen, als Er bey ihnen eintraf.

Mahomet.

Ha! sie sollen bluten! — wie bezeigen sich die andern Schaaren?

Selim.

So viel ich mit flüchtigem Blicke beobachten konnte, empfinden sie den Frevel nicht so sehr, als sie sollten. Überhaupt scheinet dieses Feuer schreckliche Verwüstung zu drohen, wird es nicht eben so schnell erstickt, als es ausbrach. Alles ist in Bewegung. Die Bassen erstaunen über den unerwarteten Zufall. Selbst der Mufti eilet mit Alcanzorn dem Lager zu...

Mahomet.

Ha der Unglückliche! Sein Eigensinn ist die Quelle dieser Unordnungen. Man muß ihn verhindern, das Lager zu erreichen, ihn verhaften, in Eisen werfen, bis die Empörung gestillt ist. — Allen Spahis und Tartarn werde sogleich das Zeichen zum Ausrücken gegeben! Eile! ich folge dir.

(Selim ab.)

Zehnter Auftritt.

Mahomet. Irene. Anna.

Mahomet.

Deine Besorgniß war also nicht ganz ungegründet. Wie sehr befürcht' ich, daß dieser Zufall deinen Kummer vermehre! nur diese einzige Furcht kennt Mahomets Brust in diesem Augenblick. Tröste dich mit meiner zärtlichen Liebe — die sich eher entschließen würde, das Reich Osmanns, als dich zu verlieren. Ich eile, die Verwegnen zu bestrafen. Ich werde eher damit fertig seyn, als du glaubst. Und heilig ist mein Entschluß: heute noch mußt du meine Gemahlinn, und morgen meine Zierde auf Constantins Throne seyn. — Leb wohl! (Geht ab.)

Irene.

Der Himmel schütze dich, mein Geliebter!

Eilfter Auftrit.

Irene. (Für sich.)

— Geliebter? — darf ich ihn noch so nennen? — Furchtsames Herz! bey den Gefahren, worein er um dich sich stürzet, bey so viel Zärtlichkeit und Großmuth, könnt' es wohl Sünde seyn? — Ach Irene! es war vielleicht das letztemal, daß du ihn so nanntest. — Welche Ereignisse! welch ein Tag! wie wird er sich endigen? — blutig, entsetzlich, wenn ich meinen Ahndungen glaube! — Es sey! was du willst, göttliche Vorsicht! — Doch — welch ein Lichtstrahl fährt plötzlich in meine Seele! Dieser unerwartete Aufruhr — eben itzt — sollte nicht der selbst ein Werk der gütigen Vorsicht seyn? Was sonst

war vermögend, meine Trauung zu verspäten? mich von dem sündlichen Eide zurück zu halten, den mein Vater so sehr verabscheut? — Ja, armes Väter! noch ist Hoffnung, dein Geboth zu erfüllen, dein heiliges Geboth — so martervoll es auch ist. — Ach Anna! komm! ich will auf den Knieen Gott um Beystand anflehen. Noch nie hatt' ich einen so gefährlichen Kampf wider mein eignes Herz zu kämpfen, und nie war ich schwächer als heute.

(Gehen ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

(Bühne. Das Innere der Moschee in festlicher Pracht.)

Erster Auftritt.

Der Imam. Selim.

Imam.

Hier überzeuge dich selbst, daß schon alles zubereitet ist!

Selim.

Gut, ehrwürdiger Imam. Der Sultan geboth mir mit Nachdruck, dich nochmals an seinen Befehl zu erinnern.

Imam.

Seine Leidenschaft ist doch außerordentlich — ein immerwährender Sturm. O diese Leidenschaft! — Doch ich bitte dich, lieber Selim, befriedige meine Neugierde! Wie konnte denn die fürchterliche Empörung so bald — ohne Blutvergießen gestillt werden?

Selim.

Blut ward wohl vergossen — aber zum Glück, nur strafbares, nur des Großveziers Blut.

Imam.

Des Veziers?

Selim.

Die ganze Empörung war ein Werk dieses Verräthers.

Imam.

Des Veziers? Ha Bösewicht! — Freund! Mein Herz sprach mir nie für diesen Mann. Doch, erzähle, Selim!

Selim.

Als der Sultan mit den Spahis und Tartarn abrückte, erwartete ihn der Vezier an der Spitze der Janitscharen — mit dem strafbaren Vorsatz, ihm eine Schlacht zu liefern. Diese Schlacht hätte der Umsturz unsers Thrones werden können, da — wie es sich deutlich genug zeigte — auch auf die Treue der Spahis nicht viel zu bauen war.

Imam.

Auch die Spahis Verräther?

Selim.

Viele von ihnen verriethen durch Mienen und Worte ihre Unzufriedenheit über Mahomets Vermählung. Das Heil vieler tausend Musulmänner, des Sultans selbst, war der persische Weise, Alcanzor. Dieser hatte gleich zu Anfang des Tumults den Mufti aufgesucht, und ihn bewogen, zu den aufgebrachten Janitscharen zu eilen, durch sein geheiligtes Ansehen, wo möglich ihre Wuth zu entwaffnen, eh sie in Thaten ausbräche.

Imam.

Der Gedanken des Persers war ohne Zweifel eine Eingebung des großen Propheten. Niemand konnte bey diesem Unfall mehr Gutes stiften, als der ehrwürdige Mufti.

Selim.

Das that er auch ~~als ein~~ rechtschaffener Mann — that es zu eben der Zeit, als ich ihn auf Befehl des Sultans in Verhaft nehmen sollte.

Imam.

Entsetzlich! den Mufti in Verhaft?

Selim.

Der Sultan zieh' ihn einer Mitschuld am Aufruhr. Zum Glücke floh er eher zu den Rebellen, uns dort Gutes zu thun, als ich ihm Böses zu thun ausgesandt wurde. Trotz allen Widersprüchen des Veziers trat er mitten vor die meuterischen Haufen, und geboth mit einem Schrey, der die ganze Gegend durchschallte, im Nahmen des Propheten, Aufmerksamkeit. Alles verstummte und horchte. Nun fing er an, ihnen die Gräßlichkeit ihrer Absicht, den Bruch ihres theuern Eides, die Gefahr des Staats und ihrer selbst, mit solchen Worten zu schildern, daß in wenig Zeit Thränen der Reue über die meisten Wangen herabrollten, und der größte Theil das Gewehr von sich warf. Sogleich wand er seine Rede an die noch starrsinnig Gebliebenen, und beängstigte diese mit so schrecklichen Verfluchungen, daß auch sie schon wankten, als plötzlich Mahomet in Schlachtordnung dicht an sie anrückte. Der Anblick des Sultans wirkte schneller als ein Donnerschlag: Furcht und Reue überfiel sie in diesem Augenblick so gewaltsam, daß sie sich alle, fast zugleich, auf die Gesichter warfen, und ihren beleidigten Richter um Gnade bathen.

Imam.

Wirklich das Klügste, so sie thun konnten. Und der Vezier?

Selim.

Der Bösewicht allein harrte fest auf seinem Verbrechen. Er beschloß zu sterben — aber eines Todes, den Muth und Rache verherrlichen sollten. Mit der Wuth eines Verzweifelten stürzt er plötzlich auf Mahomet los, eh Diesem ein freundlicher Arm zu Hülfe kommen kann. Doch, er findet am Sultan selbst seinen Mann. Auf den

zweyten Hieb ist des Verräthers Kopf gespaltet, und Er, gestreckt zu Mahomets Füßen. — Sein würdiger Sohn, der neue Aga, ward indeß von den bereuenden Janitscharen zerrissen.

Imam.

Wundervoller Ausgang!

Selim.

Nun du alles weißt, was ich selbst wußte, eil' ich dem Sultan entgegen. — Sieh'! hier ist schon der Mufti.

(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Der Mufti. Alcanzor. Der Imam.

(Sobald der Mufti eintritt, kommen alle Danismende, oder Priester, und stellen sich in zwo Reihen an den Altar.)

Der Mufti.

Imam! der Sultan folgt uns nach. Laß die Moschee dem Volk eröffnen. Irene muß abgeholt und gerade hieher begleitet werden. Dann wird nach der Vermählung, für den glücklich gestillten Aufruhr und die Erhaltung des Sultans, ein Dankfest gehalten.

(Der Imam geht ab, und das Volk kömmt während dieses Auftritts allmählig in die Moschee. Der Mufti und Alcanzor gehen vorwerts, der Mufti fährt fort:)

Wie bitter, Alcanzor, ist solcher Zwang! der Zwang, an seiner Pflicht, an seinem Gefühl ein Verräther zu werden! — Die Gutheißung dieses sündhaften Bündnisses macht mich zu etwas, das ich so sehr verabscheue — zu einem Heuchler!

Alcanzor.

Mich dünkt, du bist bey dieser Gelegenheit zu viel Derwisch, wackerer Mufti. Ich selbst kann diesen Schritt Mahomets nicht billigen; ich suchte alle Gründe hervor, ihn davon abzuhalten: doch, wann haben kalte Vernunftschlüsse etwas gegen eine so feurige Leidenschaft vermocht? Hier ist nichts mehr zu thun, als das wilde Feuer brennen zu lassen, bis es sich selbst verzehrt. Dieser Zeitpunkt kann näher seyn, als wir glauben.

Der Mufti.

Aber das Ärgerniß?

Alcanzor.

Wird auch sein Ende finden. Wer weiß, ob wir nicht einst noch Irenen als eine der frömmsten Muselmänninnen sehen.

Der Mufti.

O wollte der Himmel!

Alcanzor.

Indeß bin ich zufrieden, daß wenigstens Mahomets Schwachheit aufgehört hat, eine gefährliche Schwachheit zu seyn. Nun mag er Stambul erobern, und auf dem Throne der Griechen klüger seyn, als Sie es waren — und Er selbst es bisher war. Ich meines Orts kehre morgen wieder in meine Einöde zurück: denn wahrhaftig! ich hab' auf lange Zeit genug von eurer Weisheit und Tugend gesehen. —

Der Mufti.

Der Sultan kömmt.

Dritter Auftritt.

Mahomet (mit Gefolge.) Die Vorigen.

(Alle Anwesenden neigen sich tief.)

Mahomet. (Zum Mufti.)

Edler Mann! Laß dich umarmen! — Ich bin dir mehr schuldig, als ich je werde abtragen können. Du siehst mich beschämt, daß ich erst heute dich kennen lerne. O daß ewige Dankbarkeit meinen Fehler verlöschen könnte!

Der Mufti.

Du thust zu viel, Sultan, denn ich that nichts als meine Pflicht. Selbst die würd' ich versäumt haben, hätte mich nicht Alcanzor zu rechter Zeit dazu ermahnet.

Mahomet.

Alcanzor? O mein theurer Freund! (Er umarmt ihn.) Der Himmel schuff euch Beyde mir zum Glücke. Wie sehr überzeugt ihr mich, daß auch Monarchen Freunde bedürfen! Aber wie selten findet man sie, von solcher Gattung! — Doch, wo ist Irene?

Der Mufti.

Ich habe bereits nach ihr geschickt. Doch Herr! — da du mich eben deiner Gnade versicherst, erlaube mir eine Bitte.

Mahomet.

Sprich frey — nur nichts zum Nachtheil Irenens!

Der Mufti.

Ich wünsche bloß dein Vergnügen mit der Zufriedenheit deines Volks zu vereinbaren. Erlaube mir dem ganzen Heere bekannt zu machen, daß du vor deiner Vermählung den theuren Eid wiederholet, den du, gleich je-

dem Sultan, bey deiner Thronbesteigung auf den heiligen Koran geschworen hast.

Mahomet.

Ja lieber Mufti! im Angesichte der Welt beschwör' ichs noch einmal, daß ich mein ganzes Leben zur Ausbreitung der Lehre des großen Propheten anwenden werde. Ich erkläre jeden Frevler des Todes schuldig, der sich meiner heiligen Absicht entgegen stellt. Mach' ihn bekannt diesen Eid! Er wird manchen Unbilligen beschämen, der in mir einen lauen Musulmann, und in Irenen ein Werkzeug meiner Verführung zu sehen glaubt.

Vierter Auftritt.

Irene. Anna. Theodora (mit weiblichem Gefolge Irenens; alle haben die Gesichter verschleyert.) Die Vorigen.

Mahomet.

Komm, liebenswürdige Gattinn! den Preis deiner Tugenden und mein Herz auf ewig zu empfangen. Entschleyre dein Antlitz! Jedem Musulmann soll es heute verstattet seyn, deine Reize mit mir zu bewundern. (Sie zieht den Schleyer ab.) Jeder wird desto mehr Antheil an dem Glücke seines Sultans nehmen. (Er nimmt sie bey der Hand.) Komm! unsern heilgen Bund am Fuß des Altars zu beschwören.

Fünfter Auftritt.

Selim. Die Vorigen.

Selim.

Herr! Einige Spahis trafen einen Verdächtigen, der gerade von Stambul nach dieser Gegend eilte. Sie hielten ihn an, und fragten ihn aus. Er antwortete auf keine ihrer Fragen, ausgenommen auf die: Ob er ein Christ sey. Ein stolzes, Ja! war hierauf seine Antwort. Der Befehlshaber hielt es nicht der Mühe werth, sich mit ihm aufzuhalten, und befahl, ihn niederzuhauen. Haltet ein! rief er; hier ist ein Schreiben an Irenen; das händigt ihr ein! — und nun, sprach er, mögt ihr mich tödten. Ein Brief an Irenen schien dem Befehlshaber ein wichtiger Umstand. Er ließ darum den Christen nicht tödten, sondern ihn, sammt dem verschlossenen Schreiben, hieher bringen.

(Er gibt dem Sultan den Brief.)

Mahomet.

Ein Schreiben an dich, Irene? — Von Wem kann es seyn dieses Schreiben?

Irene.

Ach Herr! — vergib . . .

Mahomet.

Fürchte nicht, Irene! mein Herz ist längst für jeden Verdacht wider dich verschlossen. Sag' mir nur, von Wem du ein Schreiben aus Stambul erhalten kannst?

Irene.

Herr! der Zufall ist mir so befremdlich, als Dir selbst.

Mahomet.

Vielleicht von deinem Vater? — doch — deßhalb

brauchte ja der Bothe sein Leben nicht verloren zu geben. Es wär' eben kein Verbrechen, wenn dein Vater an dich schriebe. Oder hält der stolze Christ uns Musulmänner für Unmenschen? — Sprich, Irene!

Irene.

Vergib, Mahomet — ich weiß nichts zu sagen.

Mahomet. (Zu Selim.)

Wofür kann man wohl den Christen ansehen?

Selim.

Ohne seinen Stolz — für einen mitleidswerthen alten Bettler.

Irene.

O Himmel!

Mahomet.

Warum erschrickst du, Irene?

Irene.

— Es scheint dir vielleicht...

Mahomet. (Zu Selim.)

Laß ihn kommen! (Selim ab.) Wahrhaftig! dein Betragen ist so sonderbar, daß es dich mir verdächtig machen würde, wenn ich dich weniger kennte.

Sechster Auftritt.

Isidor. Selim. Die Vorigen.

Mahomet.

Tritt näher, alter Mann! du hast hier nichts zu fürchten, wo du kein Verbrecher bist. Von Wem ist dieser Brief an Irenen?

Isidor.

Du hast ihn in Händen, Sultan — erbrich ihn.

Mahomet.

Das will ich nicht, weil er Irenen gehört. Aber von Dir will ich die Wahrheit hören, die reine Wahrheit.

Isidor.

Ich bin ein Christ, Mahomet — was ich sage, ist wahr; doch bin ich nicht schuldig, alles zu sagen, was ich weiß.

Mahomet.

Du sprichst verwegen, Christ! du wirst mich zum Zorne reizen.

Isidor.

Lieber dich, als den über uns!

(Er zeigt zum Himmel.)

Mahomet.

Ich frage dich zum letztenmal: von Wem ist der Brief?

Isidor.

So sag' ich dir zum letztenmal: er ist von einem Freunde Gottes — und deinem Feinde. Aber ich werde dir nie den ehrwürdigen Mann verrathen, dessen Nahmen du selbst lesen kannst.

Mahomet.

Ich werde dich züchtigen lassen, elender Frevler!

Isidor.

Die Vorsicht wird mir Kräfte geben, deine Züchtigungen zu verachten.

Mahomet.

Ha Nichtswürdiger! — Irene! hier hast du das Schreiben: ich will es nicht erbrechen. — Den Frevler schleppt von hier, und schlagt ihn an einen Pfahl!

Isidor.

Lies, Irene! und befolg den Inhalt!

Irene.

Bleib! Bleib! — O Himmel! Gnade Herr! widerrufe dein entsetzliches Geboth! Der unglückliche Greis, den man ermorden soll — (Sie fällt ihm zu Füßen.) O Mahomet! er ist mein Vater!

Mahomet.

Dein Vater! — Gott! — Steh auf! — unbegreiffliche Ereignisse! — Dein Vater? und er bringt dir ein Schreiben? (Zur Wache.) Führt ihn näher.

Isidor.

Was willst du noch von mir? Laß mich tödten — oder gib mir meine Tochter zurück. Sie ist Christinn, und darf nicht mit dir leben.

Mahomet.

Wer bringt dir diese Irrthümer bey? Ist das der Wille deiner Tochter?

Isidor.

Hätte sie einen andern Willen, so träfe sie mein Fluch.

Mahomet.

Unerträgliche Kühnheit!

Irene.

Ach Herr! — O mein Vater! du stürzest dich ins Verderben.

Isidor.

Getrost, mein Kind! Bald schwingen wir uns hinüber zu den ewigen Freuden.

Mahomet. (Zur Irene.)

Gib her! (Er nimmt den Brief, erbricht ihn und liest die Unterschrift.) „Der Patriarch" — Der Patriarch? An dich? — (Liest nun den Brief.) „Sey mir gesegnet,

„Irene! — ist dein sündliches Bündniß mit dem gottlosen „Feinde der Christenheit noch nicht vollzogen, so verbieth' „ich es dir: ist es schon vollzogen, so sprech' ich dich los „davon. In jedem Falle kehre sogleich — wär' es auch „mit Gefahr deines Lebens — mit deinem frommen Va„ter zurück!" — Irene! was sagst du zu diesem Blatte? — Ist es möglich, daß es an dich gerichtet war? — Was veranlaßte dieses Schreiben? Worauf beziehet sich sein strafbarer Inhalt? —

Isidor.

Nun, Sultan, ist's nöthig, daß Ich spreche — Sie selbst blickt nur durch einen Schleyer in das Geheimniß. Ich wollte meine unglückliche Tochter von ihrem schändlichen Joche befreyen, und diese Nacht in den Schoos der Christenheit zurückführen. Sie schwor mir zu folgen, fand sich aber von Zweifeln beängstiget, die ich mir nicht aufzulösen getraute. Ich bath unsern Patriarchen um Entscheidung. Sein Ausspruch ist dir nun bekannt. Ich ließ mir ihn schriftlich ertheilen, um sichtbarlich sie von dem Willen des Himmels, und der Nothwendigkeit ihrer Flucht zu überzeugen; um endlich — wenn ja das Unglück wollte, daß ich nicht mehr mit ihr sprechen könnte — durch dieses Blatt sie ihrer Pflicht zu belehren.

Mahomet.

Durch dieses Blatt? Rasender! würde dieß nicht stets in Meine Hände gekommen seyn?

Isidor.

Ganz gewiß — und deine Vorwürfe darüber würden ihr den Inhalt bekannt gemacht haben.

Mahomet.

Du vergaßest also nichts, verabscheuungswürdiger Vater, was zur Gewißheit ihres Verderbens beytragen konnte!

Isidor.

Nichts, was durch Vernichtung deiner Absicht sie vom ewigen Verderben erretten konnte.

Mahomet. (Zur Irene.)

Unglückliche! Seit wann stehest du in dieser strafbaren Unterhandlung mit deinem grausamen Vater?

Irene.

— Seit diesen Morgen.

Mahomet. —

Durch Wessen Vermittlung?

Irene.

Ach Mahomet! ...

Isidor.

Was fürchtest du zu sprechen? — Ich selbst kam diesen Morgen zu ihr.

Mahomet.

So mißbrauchtest du der Freyheit, die ich dir ließ? — Erkennest du nicht die Größe deines Verbrechens? Empfindest du nicht den Gräul, den dieses Blatt enthält? in den du zu willigen voraus deinem Vater versprachst? den du beschworest? Du sollst mir entfliehen? Mich zum Spotte des ganzen Erdkreises machen?

Irene.

O Gott!

Isidor.

Was dringest du noch länger in Sie? Zaudre nicht mit deiner Rache! Was du zu thun hast, ist uns nicht weniger bekannt, als unsre eigne Pflicht. Irenen wirst du nun nicht mehr verführen. Himmlisches Licht hat schon ihren Verstand und ihre Sinne erleuchtet. Vollzieh, was Wuth und Rache dir anrathen können. Förd're unsern Übergang aus deiner tyrannischen Gewalt zu jenen Auser-

wählten Gottes, die sich als freywillige Opfer des heiligsten Glaubens, ewige Psalmen erwarben.

Der Mufti.

Laß den Frevler bestrafen, o Sultan! eh seine Lästerzunge uns noch mehr Gräul anzuhören zwinget.

Mahomet.

Glaubst du, daß ich ihn ungestraft entlassen werde? den Bösewicht? — (Für sich.) — O Himmel! in welchem Zustande — wie erniedrigt sieht mich heute die Welt! — unglücklichstes und undankbarstes von allen Geschöpfen! Hat dein Herz sich nicht gegen deinen schändlichen Verrath empöret? Hat es dich an keine meiner Wohlthaten erinnert? Ließ es dich ganz meiner Freundschaft, meiner zärtlichen Liebe vergessen? Dieser Liebe, die nach deinen theuern Versicherungen das Glück deines Lebens machte? Soll ich glauben, daß du mich durch die ganze Zeit unsrer Liebe hintergingest, oder daß Ein Tag vermögend war, jedes Gefühl in deiner Brust zu ersticken? Ein Tag — und welcher? eben derjenige, da ich dich aus einer Sklavinn, Mir gleich, über alle andere Sterbliche erhob; da du, bloß deines Glückes wegen, meinen Thron, mein Leben in Gefahr sahst; da ich, von deiner falschen Tugend verblendet, schon im Begriff war, Tausende meiner edelmüthigen Krieger zu deinen Schlachtopfern zu machen. Ha Unwürdige! sie werden mir mein Unrecht verzeihen diese edelmüthigen Seelen, das weiß ich: aber Ich — ich muß sie rächen!

(Er ersticht sie.)

Irene.

O Gott!

Isidor.

Steh ihr bey, Allmächtiger! und nimm auf ihren Geist in deine Hände!

Mahomet.

Bringt sie von hier. Man trage ihr Haupt auf einem Pfahl durchs ganze Lager, damit jeder Krieger meine Reue und seine Rache daran sehe. (Man bringt sie weg.) Und du, Elender! du willst sterben? — Das sollst du noch nicht. Man steche dem Verräther, nach seinem Landesbrauch, beyde Augen aus, und führ' ihn nach Stambul zurück! Mache dort allen Einwohnern bekannt, daß ich morgen bey ihnen seyn, und in Strömen ihres verhaßten Bluts meine Rache ganz kühlen werde.

Ende des Trauerspiels.

Druckfehler im fünften Bande.

Seite 10	Zeile 17	statt	die Heuchler	lies:	den Heuchler.
— 34	— 10	—	nach ihrem	—	nun ihrem.
— 119	— 26	—	Verworrenheiten	—	Verworrenheit.

Druckfehler im fünften Bande.

Seite 10 Zeile 17 statt die Pächter lies: den Pächter.
— 34 — 15 — nach ihren — von ihren.
— [illegible] — 18 — Verworrenheiten — Verworrenheit.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ayrenhoff, Cornelius von

Des Herrn Cornelius von Ayrenhoff, kais. königl. Feldmarschall-Lieutenants, sämmtliche Werke

Bd.: 5

Wien (1803)

P.o.germ. 66-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310242-0